Preis Mk. 1.—

Guy de Maupassant

Ein Menschenleben

Max Fischer's
Verlagsbuchhandlung
Dresden.

Guy de Maupassant.

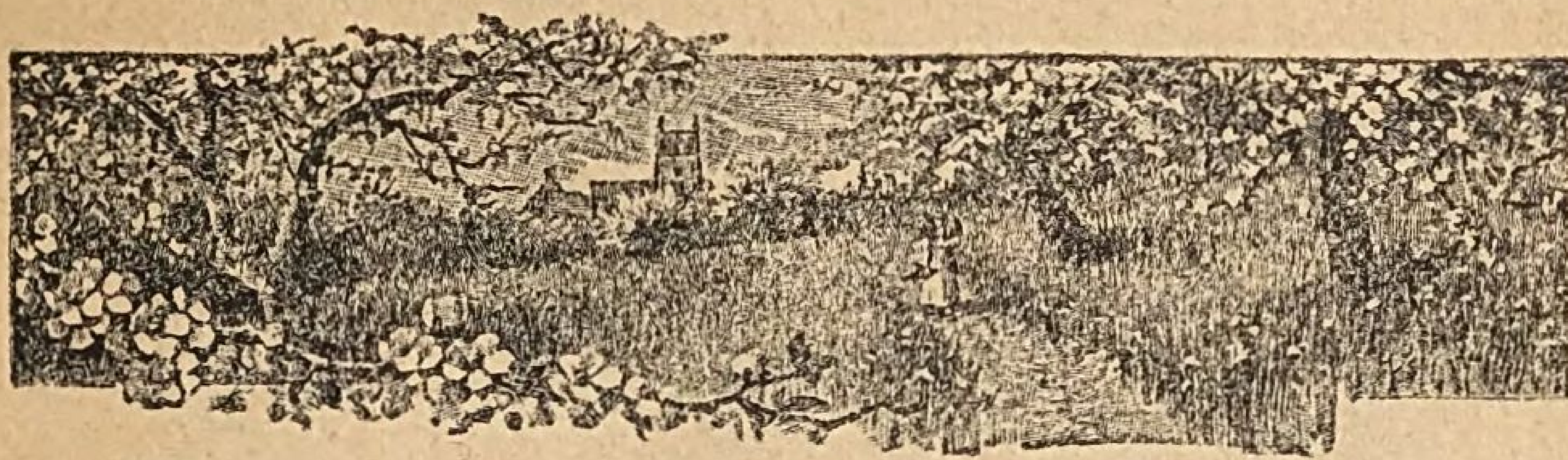
Ein Menschenleben.

Deutsch

von

Hubert Freiherrn von Schorlemer.

Dresden.
Verlag von Max Fischer.
[1898]



I.

Johanna hatte ihren Koffer gepackt und näherte sich jetzt dem Fenster. Es regnete unaufhörlich. Die ganze Nacht über hatte das Unwetter gegen Dächer und Fenster geklatscht. Es schien als ob alle Schleußen des dichtbewölkten Himmels geöffnet seien, um mit dem herabströmenden Wasser den Erdboden aufzuweichen, der sich allmählich in eine breiige Masse verwandelte. Hin und wieder fuhr ein lauer Windstoß heulend durch die Luft. In den menschenleeren Straßen ertönte das Geklapper schlecht befestigter Jalousien. Die Häuser sogen die Feuchtigkeit wie Schwämme auf, und bei der lauen Luft schwitzten ihre Mauern vom Keller bis zum Dachfirst.

Johanna, die soeben der strengen Zucht der Klosterpension entschlüpft war, um in die große Welt einzutreten, deren Glück und Freuden sie sich schon seit langem in tausend Farben ausgemalt hatte, fürchtete, das schlechte Wetter werde ihren Vater von der baldigen Abreise zurückhalten. Schon zum hundertsten Male prüfte sie heute morgen das Aussehen des Himmels.

Dann fiel ihr ein, daß sie vergessen hatte, ihren Kalender in die Reisetasche zu packen. Sie nahm den kleinen Karton, auf welchem die zwölf Monate nebeneinander verzeichnet waren und in dessen Mitte sich ein Bildchen mit der goldgedruckten Jahreszahl 1819

befand, von seinem Platze. Dann fuhr sie langsam mit dem Bleistift die vier ersten Reihen entlang und durchstrich so jeden Tag bis zum 2. Mai, dem Datum ihres Austritts aus dem Kloster.

Eine Stimme an der Tür rief: „Johanna!"

„Komm herein, Papa!" antwortete sie, worauf derselbe die Tür öffnete.

Der Baron Sigmund Jakob Le Perthuis des Vauds war die vollendete Erscheinung eines Edelmannes aus dem vorigen Jahrhundert, mit allen Fehlern und Vorzügen eines solchen. Ein leidenschaftlicher Anhänger J. J. Rousseaus, liebte er schwärmerisch die Natur, Feld, Wald und Tiere.

Aristokrat von Geburt, hegte er einen instinktiven Haß gegen alles, was mit dem Jahre 1793 zusammenhing; aber Philosoph aus Neigung und liberal infolge seiner Erziehung, trug er einen harmlosen und theatralischen Abscheu gegen die Tyrannei zur Schau.

Sein größter Vorzug, aber auch zugleich seine größte Schwäche war seine Herzensgüte, die nicht Hände genug fand, um wohlzutun, um zu lindern und zu trösten, wie die alles umfassende, alles überwindende Güte des Schöpfers gegen seine Geschöpfe. Sie war ihm zur zweiten Natur geworden und bildete die Triebfeder all' seines Handelns. Man hätte sie als seine Leidenschaft bezeichnen können.

Als Mann der Theorie sann er unaufhörlich über einen Erziehungsplan für seine Tochter nach; er wollte sie glücklich, edel, rechtschaffen und weich von Gemütsart sehen.

Sie war bis zum zwölften Jahre im Elternhause geblieben; dann wurde sie, trotz der Tränen ihrer Mutter, ins Sacré-Coeur gebracht.

Dort verlebte sie ihre Zeit in strenger klösterlicher Zucht, unbekannt für jedermann und fern von dem Treiben der Welt. Der Vater wollte, daß sie ihm mit

dem siebzehnten Lebensjahre rein und unbefleckt zurückgegeben würde. Er betrachtete den Aufenthalt im Kloster bei seinem poesievollen Gemüte wie ein reinigendes, stärkendes Bad, nach dessen Gebrauch er dann selbst ihre kindliche Seele inmitten der freien Gottesnatur, umgeben von grünenden Wäldern und fruchtbaren Äckern, beim Anblick der harmlosen Geschöpfe, die sie belebten, der Liebe des Schöpfers erschließen wollte.

Jetzt verließ sie das Kloster strahlend vor Lebenslust, mit einem unbestimmten Verlangen nach Glück, und begierig auf alle Freuden, auf alle heiteren Geschenke des Zufalls, welche ihr die Phantasie in ihren Mußestunden und in schlaflosen Nächten vorgezaubert hatte.

Sie schien wie ein Porträt von Veronese mit ihrem glänzenden Blondhaar, welches gleichsam mit ihrer Haut zu verschwimmen schien, einer echten, kaum von einem rosigen Schimmer angehauchten Aristokratenhaut. Ein leichter Flaum, den man nur bemerkte, wenn die Sonne sie umstrahlte, bedeckte diese Haut wie ein duftiger Schleier. Ihre Augen waren blau, von jenem undurchsichtigen Blau, wie es die Porträts der alten Holländischen Schule aufweisen.

Auf dem linken Nasenflügel und ebenso rechts am Kinn hatte sie je ein kleines Schönheitsmal, aus denen einige Härchen sproßten, die man kaum bemerken konnte, so sehr ähnelten sie der Farbe ihrer Haut. Sie war ziemlich groß, hatte eine entwickelte Büste und eine schlanke Taille. Ihre helle Stimme mochte zuweilen etwas scharf erscheinen; aber ihr munteres Lachen wirkte geradezu ansteckend. Sie hatte die Angewohnheit, beide Hände zuweilen an die Schläfen zu legen, als wollte sie ihre Haare glätten.

Jetzt stürzte sie auf ihren Vater zu, küßte ihn und sagte schmeichelnd:

„Nun, fahren wir?“

Er lächelte, schüttelte das schon ergraute Haupt und entgegnete, mit der Hand zum Fenster hinaus deutend:

„Wie kann man bei solchem Wetter reisen?"

Aber sie begann ihn von neuem mit allerlei zärtlichen Schmeicheleien zu bitten:

„Ach, Papa, laß uns doch fahren, ich bitte dich. Es wird diesen Nachmittag sicher ganz schönes Wetter."

„Aber deine Mutter wird es niemals zugeben."

„Das laß mich besorgen, ich verspreche es dir."

„Nun, an mir soll es nicht liegen, wenn du Mama dazu bringst."

Sofort stürzte sie nach dem Zimmer der Baronin; denn sie hatte mit stets wachsender Ungeduld auf diesen Tag der Abreise gewartet.

Seit ihrem Eintritt ins Pensionat war sie nicht von Rouen fortgekommen, da der Vater vor dem festgesetzten Alter keine besondere Zerstreuung erlaubte. Nur zweimal in der ganzen Zeit hatte man sie auf vierzehn Tage nach Paris genommen; aber dies war auch nur eine Stadt und sie träumte stets vom Landleben.

Jetzt wollten sie den Sommer auf ihrem Schlosse Peuples, einem alten Familiensitze an der Küste, nicht weit von Yport, zubringen, und sie malte sich immer wieder die zahllosen Vergnügungen aus, die sie dort in der goldenen Freiheit, sozusagen am Gestade des Meeres erleben würde. Nebenbei galt es als ausgemacht, daß man ihr das Schloß als Heiratsgut mitgeben würde; es war somit gewissermaßen der Aufenthaltsort ihres ganzen zukünftigen Lebens.

Der heftige Regen, welcher seit gestern Abend fiel und ihre Abreise hinzuhalten drohte, war der erste große Kummer ihres Lebens. Aber schon nach wenigen Minuten kam sie eilig aus dem Zimmer ihrer Mutter und rief durchs ganze Haus:

„Papa, Papa! Laß anspannen! Mama ist ganz einverstanden.“

Das Unwetter ließ indessen keineswegs nach; es schien sich vielmehr verdoppelt zu haben, als der Reisewagen vorfuhr.

Johanna stand schon zum Einsteigen bereit, als die Baronin die Treppe herunterkam. Sie wurde auf der einen Seite von ihrem Gatten und auf der andern von der Kammerjungfer gestützt. Letztere, kräftig und von männlichem Wuchs, war eine Normannin aus der Umgegend von Caux. Man hätte sie mindestens für eine Zwanzigerin gehalten, wenngleich sie erst achtzehn Jahre zählte. In der Familie behandelte man sie wie eine zweite Tochter, denn sie war Johannas Milchschwester gewesen. Sie hieß Rosalie.

Ihre Hauptaufgabe war übrigens die, ihre Herrin beim Gehen zu unterstützen. Dieselbe war infolge einer Herzverfettung, welche den Gegenstand ihrer unausgesetzten Klage bildete, außerordentlich stark geworden.

Die Baronin erreichte pustend und stöhnend den Flur des altmodischen Hotels, und warf einen Blick auf den vom Regen bespülten Hof.

„Es ist der reine Unsinn,“ murmelte sie seufzend.

„Aber es war doch gerade Ihr Wunsch, Madame Adelaide!“ meinte ihr Gatte mit höflichem Lächeln.

Er setzte dem hochtrabenden Namen Adelaide stets das Wort „Madame“ vor; doch hatte diese respektvolle Bezeichnung einen kleinen Beigeschmack von Sarkasmus.

Mit großer Anstrengung kletterte die Baronin in den Wagen, dessen sämtliche Federn bedenklich knackten. Der Baron setzte sich neben sie, während Johanna und Rosalie auf dem Rücksitze Platz nahmen.

Die Köchin Ludivine schleppte eine Menge Mäntel herbei, welche man über die Kniee ausbreitete. Dann

schob sie noch zwei Körbe unter die Wagensitze. Hierauf kletterte sie zu Papa Simon auf den Bock, sich von oben bis unten in eine mächtige Decke einhüllend. Der Hausmeister und seine Frau schlossen unter tiefen Bücklingen den Schlag und empfingen die letzten Befehle wegen der Koffer, die auf einer Karre folgen sollten. Alsdann rollte der Wagen davon.

Papa Simon, der Kutscher, saß bei dem heftigen Regen mit tief gesenktem Haupte und stark gekrümmten Rücken auf seinem Sitze; er verschwand fast ganz unter dem dreifachen Kragen seines englischen Kutschermantels. Unaufhörlich klatschte der Regen an die Fensterscheiben, während die Straße einem See glich.

Der Wagen rollte in scharfem Trabe dem Hafendamm entlang bei den großen Schiffen vorbei, die mit ihren leeren Masten und Raen und dem schlaff herabhängenden Tauwerk wie entblätterte Bäume traurig gen Himmel starrten. Dann bog er in den langen Boulevard du mont Riboudet ein.

Bald fuhr man an weitgestreckten Wiesen vorüber. Hin und wieder tauchte eine Weide ihre herabhängenden Zweige in die blinkende Wasserfläche. Sonst zeigte sich nichts Lebendes in dieser trostlosen Öde. Man hörte nur den Hufschlag der trabenden Rosse und das Rollen des Wagens, dessen vier Räder wie große Wasserscheiben aussahen.

Im Innern herrschte allgemeines Schweigen; der Geist der Reisenden schien wie die Erde in der Feuchtigkeit zu ersticken. Mama hatte den Kopf an die Polster gelehnt und schloß die Augen. Der Baron betrachtete gelangweilt die einförmige triefende Gegend; Rosalie, die ein Paket auf dem Schoße hatte, träumte in jener stumpfsinnigen Art der Leute aus dem Volke. Nur Johanna fühlte bei diesem einförmigen Geriesel des Regens ihren Geist neu erwachen, wie eine Pflanze, die man aus dem dumpfen Zimmer in die frische Luft

bringt. In ihrem Herzen war kein Platz für trübsinnige Gedanken. Wenngleich sie sich ebenfalls stumm verhielt, so hätte sie doch am liebsten laut gesungen und die Hände zum Fenster herausgestreckt, um den Regen aufzufangen. Sie freute sich, daß der scharfe Trab der Pferde sie immer weiter ins Land herausführte, dessen Öde für sie nichts Abschreckendes hatte.

Die Kruppen der Pferde glänzten unter dem niederströmenden Regen wie blanke Spiegel.

Allmählich schlief die Baronin richtig ein. Ihr von sechs Lockenreihen gleichförmig umrahmtes Gesicht sank immer tiefer auf die dreifache Wölbung ihres Unterkinns, dessen letzter Teil sich beinahe mit ihrer hochgewölbten Brust vereinigte. Endlich neigte sich ihr Haupt nach rückwärts, ihre hochgeröteten Wangen bliesen sich bei jedem Atemzuge auf, während zwischen ihren halbgeöffneten Lippen ein kräftiges Schnarchen hervordrang. Ihr Mann beugte sich zu ihr herüber und legte leise in ihre gefalteten Hände eine kleine Ledertasche.

Sie wachte bei dieser Berührung auf und betrachtete den Gegenstand mit schlaftrunkenem Blick, wie jemand, der aus tiefem Traume emporfährt. Das Täschchen fiel herunter und aus seinem Innern rollten Goldstücke auf den Boden der Kalesche, während mehrere Banknoten neugierig hervorlugten. Sie erwachte jetzt völlig bei dem herzhaften kindlichen Gelächter ihrer Tochter.

„Schau, meine Teure!“ sagte der Baron, das Geld zusammenraffend und ihr in den Schoß legend, „das ist alles, was mir vom Verkauf des Pachthofes von Eletot übrig geblieben ist. Wir müssen es für die Restaurierung von Peuples verwenden, wo wir zukünftig sehr oft wohnen werden.“

Sie zählte sechstausendvierhundert Francs, welche sie ruhig in ihre Tasche steckte.

Von den einunddreißig Pachthöfen, die ihnen die Eltern hinterlassen hatten, war dies der neunte, den sie verkauften. Sie besaßen immerhin noch zwanzigtausend Livres an Einkünften aus ihren Besitzungen, die bei halbwegs guter Verwaltung leicht auf dreißigtausend hätten gesteigert werden können.

Bei ihrer an sich einfachen Lebensweise hätte dieses Einkommen vollständig genügt, wenn es in ihrem Haushalte nicht ein unergründliches Loch gegeben, ihre Herzensgüte. Diese ließ das Geld unter ihren Händen schmelzen wie den Schnee unter der Sonne. Kaum eingenommen, war es auch schon wieder dahin. Wohin? Niemand wußte es genau. Jeden Augenblick sagte eines von ihnen: „Ich möchte nur wissen, wie das zugeht; ich habe heute wieder hundert Francs gebraucht, ohne etwas Besonderes gekauft zu haben.“ Übrigens bildete diese Freigebigkeit ihr größtes Lebensglück; in diesem Punkte verstanden sie sich beide vortrefflich.

„Ist es jetzt hübsch, mein Schloß?“ fragte Johanna.

„Du sollst 'mal sehen, liebes Kind!“ sagte der Baron vergnügt.

Die Heftigkeit des Unwetters milderte sich allmählich. Es fiel nur noch ein feiner Sprühregen. Der Wolkenschleier schien sich immer mehr zu heben, der Himmel hellte sich auf und plötzlich fiel durch ein Loch im Gewölk ein blendender Sonnenstrahl auf die Gefilde.

Immer lockerer wurde das Gewölk und ließ das Blau des Äthers hervortreten, wie ein Schleier, der langsam in Fetzen zerrissen wird. Über der Erde lachte wieder ein herrlicher azurner Himmel.

Es ging ein frischer erquickender Luftzug wie ein beglücktes Aufseufzen der Erde. Und wenn man jetzt, wo die Gegend wieder belebter wurde, an Gärten oder Gehölzen vorbeifuhr, so hörte man hin und wieder

den munteren Gesang eines Vogels, der sein Gefieder trocknete.

Der Abend brach heran. Im Wagen schlief jetzt alles außer Johanna. Zweimal machte man an Gasthäusern Halt, um die Pferde zu tränken und sie bei ihrem Futter etwas verschnaufen zu lassen.

Die Sonne war untergegangen; aus der Ferne klangen die Abendglocken. In einem kleinen Dorfe mußte man die Laternen wegen der Dunkelheit anzünden; auch am Himmel wimmelte es von Sternen. Hin und wieder glänzten die erleuchteten Fenster eines Hauses durch das Dunkel der Nacht. Und plötzlich stieg hinter einem Hügel zwischen dem Geäst der Kiefernbäume das volle rötliche Licht des Mondes auf, der, wie im Traum befangen, langsam seine Bahn dahinzog.

Es war so lau, daß man die Fenster herunterlassen konnte. Johanna, die mit offenen Augen sich glücklichen Träumen hingegeben hatte, machte sich's jetzt auch bequemer. Nur zuweilen erwachte sie durch einen leichten Ruck des Wagens oder das veränderte Tempo der Pferde. Wenn sie dann auf einen Augenblick hinausschaute, bemerkte sie im Vorbeifahren hier ein Gehöft, dort ein paar Kühe, die behaglich wiederkäuend langsam den Kopf nach dem Wagen umwandten. Hierauf suchte sie in einer neuen Lage den halbvollendeten Traum wieder anzuspinnen; aber das Rollen des Wagens wirkte ermüdend auf ihre Sinne. Ihre Gedanken verwirrten sich und endlich war auch sie ziemlich fest eingeschlummert.

Plötzlich gab es einen scharfen Ruck und der Wagen hielt an. Männer und Frauen standen umher mit Lichtern in den Händen. Man war zu Hause. Johanna war kaum erwacht, als sie auch schon aus dem Wagen hüpfte. Ihr Vater und Rosalie, denen ein Pächter leuchtete, trugen beinahe die ganz erschöpfte, vor Atem-

not seufzende Baronin, welche fortwährend mit dünner Stimme jammerte: „Ach Gott! Meine armen Kinder! Welch langer Weg!“ Sie wollte nichts essen und nichts trinken, ging sofort zu Bett und schlief nach wenigen Minuten.

Johanna und der Baron setzten sich allein zu Tische.

Sie schauten sich lächelnd an, drückten sich zuweilen die Hände und gingen nach aufgehobener Tafel sofort an die Besichtigung des restaurierten Schlosses.

Es war dies eines jener hohen weitläufigen Gebäude, wie man sie in der Normandie so oft findet, halb Schloß, halb Landhaus, in grauem Sandstein, geräumig genug für ein ganzes Geschlecht.

Ein ungeheurer Hausflur, der nach jeder Seite hin eine Ausgangstür hatte, teilte es der Länge nach in zwei Hälften. Eine Doppeltreppe, die nach oben hin in eine brückenartig angelegte Galerie endete, welche die Mitte des großen Raumes frei ließ, diente als Verbindung mit dem ersten Stockwerk.

Im Erdgeschoß trat man rechts in einen weitläufigen Salon, dessen Gobelins prachtvolles Rankenwerk mit allerlei Vögeln darin aufwiesen. Die feine Stickerei des gesamten Meublements stellte lauter Szenen aus Lafontaines Fabeln dar. Johanna war außer sich vor Entzücken, als sie einen Stuhl wiederfand, an dem schon in der Kinderzeit ihr Herz gehangen hatte und der die Erzählung vom Fuchs und dem Storch versinnbildlichte.

Neben dem Salon befanden sich die Bibliothek voll alter Bücher und noch zwei unbenutzte Zimmer. Links war der Speisesaal mit neuem Getäfel, die Leinwandkammer, die Silberkammer, die Küche und ein kleines Badezimmer.

Die ganze erste Etage durchschnitt ein langer Gang, auf welchen zu beiden Seiten zehn Zimmer mündeten.

Ganz hinten rechts fand Johanna das ihrige. Erwartungsvoll trat sie ein. Der Baron hatte es neu herrichten lassen, indem er Vorhänge und Möbel vom Boden entnahm, wo sie bisher unbenutzt gelagert hatten.

Ganz antike vlämische Tapeten bedeckten die Wände dieses kleinen Heiligtums.

Als Johanna einen Blick auf ihr Bett warf, stieß sie einen Freudenschrei aus. An den vier Enden trugen vier große, aus Eiche geschnitzte Vögel, glänzend schwarz poliert, den Vorhang, und schienen gleichsam seine Hüter zu sein. Die breiten Streifen desselben stellten Blumen-Guirlanden mit Früchten dar. Vier fein geschnitzte Säulen mit korinthischen Kapitälen trugen ein Karnies, welches mit Rosen und Amoretten geziert war.

Bei aller Massivität und dem düsteren Eindruck des alten Holzes machte sich das Ganze doch sehr graziös.

Die Bettdecke und der Betthimmel flimmerten wie zwei Firmamente. Sie waren aus antiker dunkelblauer Seide mit eingewirkten großen goldenen Blättern und Lilien gefertigt.

Als Johanna alles genügend bewundert hatte, hob sie die Kerze höher, um das Sujet der Gobelins besser betrachten zu können. Ein junger Mann und ein junges Mädchen, seltsam in grüne, gelbe und rote Farben gekleidet, plauderten unter einem blauen Baume, an welchem weiße Früchte reiften. Nicht weit davon weidete ein fettes Kaninchen, ebenfalls weiß, in grauem Grase.

Oberhalb dieser Gruppe bemerkte man in angemessener Entfernung fünf runde Häuschen mit spitzen Dächern, und ganz oben, fast im Himmel, eine auffallend rote Windmühle. Dazwischen rankten überall große seltsame Blumen.

Die beiden anderen Felder hatten mit dem ersten viele Ähnlichkeit; nur sah man aus den Häusern vier Leutchen in vlämischer Tracht treten, die die Hände teils vor Erstaunen, teils im höchsten Zorn gen Himmel streckten.

Das vierte Feld hingegen stellte eine sehr traurige Szene dar. Neben dem Kaninchen, welches immer noch weidete, lag der junge Mann anscheinend tot im Grase. Die junge Dame durchbohrte sich, ihn anschauend, die Brust mit einem Degen; die Früchte an dem Baume waren schwarz geworden.

Schon wollte Johanna darauf verzichten, den Sinn dieser Darstellung zu erfassen, als sie in einer Ecke ein winziges Tierchen erblickte, welches das Kaninchen, wenn es gelebt hätte, wie einen Grashalm hätte verspeisen können. Und doch stellte es einen Löwen dar. —

Da fiel ihr die unglückliche Geschichte von Pyramus und Thysbe wieder ein. Wenngleich sie über die Naivität der Darstellung lächeln mußte, so fühlte sie sich doch glücklich, von diesem Liebesabenteuer umgeben zu sein, welches zu ihrem Herzen stets von zärtlichen Hoffnungen reden und ihre Träume sozusagen jede Nacht mit dieser antiken, sagenhaften Liebe ausschmücken würde.

Der Rest des Mobiliars vereinigte in sich die verschiedensten Stile. Es waren jene Art von Möbeln, wie sie in jeder Familie von Generation zu Generation wandern und manchen Häusern das Aussehen eines bunt zusammengewürfelten Museums verleihen. Zu beiden Seiten einer mit glänzender Bronze beschlagenen Kommode im Stile Ludwigs XIV. standen zwei Sessel aus der Zeit Ludwigs XV., noch in ihren blumengestickten seidenen Überzügen. Ein Schreibtisch aus Rosenholz stand gegenüber dem Kamin, auf welchem

sich unter einem Glassturz eine Uhr aus der Empire-Zeit befand.

Es war dies ein bronzener Bienenkorb von vier Marmorsäulen getragen, die sich über einem Garten von vergoldeten Blumen erhoben. Ein zierlicher Perpendikel, der aus einem schmalen Schlitz des Bienenkorbes heraushing, trug an seinem Ende eine kleine Biene mit emaillierten Flügeln, die auf diese Weise sich über den vergoldeten Blumen hin und her bewegte. Das Zifferblatt zeigte sehr feine Porzellanmalerei.

Jetzt schlug es 11 Uhr. Der Baron küßte seine Tochter und zog sich auf sein Zimmer zurück. Johanna bedauerte, daß es schon Zeit war, schlafen zu gehen; aber schließlich legte sie sich auch zu Bett.

Mit einem letzten Blick durchflog sie das Zimmer, dann löschte sie ihr Licht aus. Aber zur Linken des Bettes, das nur mit dem Kopfende an der Wand stand, befand sich ein Fenster, durch welches das Mondlicht fiel und einen hellen Streifen auf dem Boden des Zimmers bildete.

Kleine Reflexe spiegelten sich an den Wänden und umschmeichelten leise die Liebesszene zwischen Pyramus und Thysbe.

Durch das andere Fenster, gegenüber dem Fußende, gewahrte Johanna einen großen Baum, dessen Zweige ganz von mildem Lichte umflossen waren. Sie legte sich auf die Seite und schloß die Augen; aber nach einigen Minuten öffnete sie dieselben wieder.

Sie glaubte noch das Rütteln des Wagens zu verspüren, dessen Rollen noch in ihrem Kopfe widerhallte. Anfangs rührte sie sich nicht, in der Hoffnung, dann um so eher einzuschlafen; aber bald übertrug sich die Unruhe ihres Geistes auch auf ihren Körper.

Es zuckte ihr in allen Gliedern; ihre Unruhe wuchs mit jeder Minute. Endlich sprang sie auf und ging mit ihren bloßen Füßchen, nur mit dem langen Nacht-

hemd bekleidet, welches ihr das Aussehen einer Erscheinung gab, über den Lichtstreifen hinweg auf das Fenster zu. Sie öffnete es und sah hinaus.

Die Nacht war so hell, daß man wie am lichten Tage sehen konnte. Das junge Mädchen erkannte die ganze Gegend wieder, die es schon als Kind so sehr geliebt hatte.

Da war zunächst ihr gegenüber ein weitläufiger Rasenplatz, der bei dem Mondlichte wie gelbe Butter aussah. An beiden Ecken desselben vor dem Schlosse streckten zwei riesige Bäume ihre Äste aus, rechts eine Platane und links eine Linde.

Am anderen Ende dieses Tummelplatzes der Küstenwinde befand sich ein Gebüsch, welches von fünf Reihen alter Ulmen eingefaßt war. Die Stürme vieler Jahrzehnte hatten ihre Wipfel geschüttelt, ihre Äste geknickt und ihre Stämme gekrümmt, so daß sie ihr Laubwerk wie ein Vordach zur Seite hängen ließen.

Diese Art Park war rechts und links von zwei aus mächtigen Pappeln bestehenden Alleen eingesäumt; man nannte sie im Dialekt der Normandie „les peuples“, woher auch der Name des Schlosses stammte. Sie trennten die Wohnungen der dort hausenden beiden Pächterfamilien Couillard und Martin von einander.

Jenseits dieses Parks lag eine geräumige unbebaute Fläche, in deren Riedgras Tag und Nacht der Seewind spielte. Dann stieg plötzlich die Küste auf, eine Hügelkette von etwa hundert Meter Höhe, steil und kahl, deren Fuß von den Wogen des Meeres umspült wurde.

Johanna bemerkte ganz in der Ferne den langen, glänzenden Streifen des Wassers, welches bei dem sanften Mondlicht zu schlummern schien. In dieser erquickenden Frische der Nacht spürte man doppelt den würzigen Hauch der Blüten und Kräuter. Der durchdringende Duft des Jasmins, welcher an den

Fenstern des Erdgeschosses rankte, mischte sich mit dem leichten Geruche des durch den gestrigen Regen neu-erquickten Laubes. Ein leichter Luftzug trug von fern her die salzige Ausdünstung des Meeres und des Seegrases herüber.

Das junge Mädchen sog mit Wonne die erquickende Luft ein; die Ruhe der Natur wirkte auf sie wie ein erfrischendes Bad.

Alle Tiere, die mit dem Einbruch der Nacht zum Leben erwachen und ihr Dasein unter ihrem Schutze fristen, erfüllten das stille Halbdunkel mit ihrer geräuschlosen Tätigkeit. Große Vögel, deren Schatten weithin auf die Erde fielen, flogen ohne einen Schrei wie dunkle Flecken durch die Luft. Das Summen unsichtbarer Insekten klang an Johannas Ohr; leichtes Rascheln ertönte in dem dichten Grase oder auf dem Sande der einsam daliegenden Parkwege.

Nur hin und wieder ließ eine Kröte ihren melancholischen, einförmigen, kurzen Ruf vernehmen.

Johanna fühlte, wie ihr das Herz aufging, wie das stille, geräuschlose Leben dieser Nacht in demselben tausend Begierden erweckte. Der eigentümliche Reiz dieser schlummernden und doch so belebten Natur umfaßte alle ihre Sinne. Sie glaubte übermenschliche Laute zu vernehmen, sie hörte ein Stammeln von unerreichbaren Wünschen, das Rauschen eines unbekannten Glückes. Sie begann von Liebe zu träumen.

Liebe! Seit zwei Jahren hatte sie mit steigender Furcht deren Nahen gescheut. Jetzt hatte sie das Recht zu lieben; sie brauchte ihr nur zu begegnen, der Liebe.

Wie würde „er" beschaffen sein? Noch wußte sie es nicht recht und wollte es auch eigentlich nicht wissen. Er würde eben „er" sein. Das genügte zunächst.

Sie wußte nur, daß sie denselben von ganzem Herzen verehren, daß sie ihm mit ganzer Seele an-

gehören würde. Sie würden in Nächten wie diese, beim Glanz der Sterne, zusammen lustwandeln. Sie würden Hand in Hand, fest aneinander geschmiegt, dahingehen, würden das Klopfen ihres Herzens hören, die Wärme ihres Körpers spüren, ihre zärtlichen Gefühle mit den lieblichen Düften dieser Nacht verschmelzen und sich ganz dem wonnigen Gefühle hingeben, eins zu sein in ihrem Denken und Fühlen.

Und das würde so fort und fort gehen in dem Rausche einer unzerstörbaren Liebe.

Plötzlich schien es ihr, als ob sie „ihn" drüben bemerkte; ein unerklärlicher wollüstiger Schauer durchrieselte sie vom Kopf bis zu den Füßen. Sie preßte unwillkürlich die Hände gegen die Brust, wie um das Traumbild zu umfangen. Es war ihr, als berührten ihre Lippen, die sie dem Unbekannten entgegen streckte, etwas, was sie fast in Ohnmacht sinken ließ; als habe der Frühlingshauch ihr einen Liebeskuß gegeben.

Wirklich vernahm sie jetzt Schritte da unten, hinter dem Schlosse, auf der Straße. Bei der eigentümlichen seelischen Verfassung, in der sie sich befand und die sie an etwas Unmögliches, an einen übernatürlichen Zufall, an eine höhere Fügung, kurz an irgend etwas recht romantisches glauben ließ, dachte sie bei sich: „Wenn er das wäre?" Ängstlich lauschte sie auf die Schritte des nächtlichen Wanderers, fast überzeugt, daß er im nächsten Augenblick am Tore läuten und um Gastfreundschaft bitten werde.

Als die Schritte verhallten, wurde sie traurig wie nach einer herben Enttäuschung. Dann aber sah sie das Törichte ihrer Hoffnungen ein und lachte über ihre wahnwitzige Phantasie.

Nun ließ sie, etwas beruhigter, ihren Geist in natürlichere Fernen schweifen; sie suchte ihre Zukunft zu erforschen und sich ihr ferneres Leben auszumalen.

Hier würde sie also mit „ihm" leben, hier in diesem stillen Schloß am Meere. Jedenfalls würden sie zwei Kinder haben, einen Jungen für ihn, ein Mädchen für sie. Sie sah dieselben im Grase spielen zwischen der Platane und der Linde, während Vater und Mutter ihnen mit sorglichen Augen folgten, was sie nicht hinderte, dabei sich selbst zuweilen mit zärtlichen Blicken anzuschauen.

Lange, endlos lange, träumte sie so fort, während der Mond das Ende seiner Bahn erreichte und langsam ins Meer unterzutauchen begann. Die Luft wurde frischer. Im Osten bleichte der Horizont. Rechts auf dem Pachtgut krähte ein Hahn; von der anderen Seite erhielt er Antwort. Durch die Wände des Stalles gedämpft schienen ihre Stimmen von sehr weit her zu kommen. An dem unermeßlichen Himmelsdome, der sich immer mehr erhellte, verlöschten die Sterne.

Der Ruf eines Vogels erschallte. Ein Zwitschern, anfangs schwach und ängstlich, drang aus dem Gebüsch; dann wurde es lauter, zuversichtlicher, freudiger, und endlich klang es jubelnd weiter von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch.

Johanna sah sich plötzlich von strahlender Helle umgeben; und als sie das Haupt hob, das bis da zwischen ihren Händen geruht hatte, schloß sie die Augen, geblendet vom Widerschein der Morgenröte.

Ein purpurfarbenes Wolkengebirge, zum Teil noch hinter der großen Pappelallee versteckt, warf blutigrote Lichtstreifen auf die wiedererwachte Erde.

Und langsam die Wolken teilend, die Bäume, die Wiesen, den Ozean, den ganzen Horizont endlich mit feurigem Lichte überflutend, ging der flammende Sonnenball auf.

Johanna war wie vom Glück berauscht.

Eine kindliche Freude, eine zärtliche Bewunderung der herrlichen Natur durchdrang ihr Herz. Das war

ihre Sonne, ihr Morgenrot! Der Anfang ihres Lebens! Das Erstehen ihrer Hoffnungen! Sie breitete ihre Arme gegen den Horizont aus, als wollte sie die Sonne umarmen; sie wollte sprechen, irgend etwas rufen, was ebenso erhaben war, wie dieser Anbruch des Tages. Aber sie blieb wortlos, wie gebannt in ohnmächtiger Begeisterung. Dann verhüllte sie ihr Antlitz mit den Händen, und Tränen, süße Tränen quollen aus ihren Augen.

Als sie den Kopf wieder erhob, war der herrliche Anblick des anbrechenden Tages bereits wieder verschwunden. Sie fühlte sich beruhigt, etwas ermattet und fröstelte leicht. Ohne jedoch das Fenster zu schließen, legte sie sich zu Bett, träumte noch einige Augenblicke und schlief dann so fest ein, daß sie um acht Uhr nicht einmal von der Stimme ihres Vaters erweckt wurde. Erst als dieser ins Zimmer trat, wachte sie auf.

Er wollte ihr die Verschönerung des Schlosses, „ihres“ Schlosses, zeigen.

Die Fassade, welche nach dem Innern des Landes zu lag, war von dem Wege durch einen geräumigen, mit Obstbäumen bepflanzten Hof getrennt. Dieser Weg, der sogenannte Seitenweg, führte zwischen Bauernhäuser hindurch und erreichte eine halbe Meile weiter die große Straße von Fecamp nach Havre. Eine schnurgerade Allee führte von dem hölzernen Gitter bis zur Rampe des Schlosses. Die Wirtschaftsgebäude, kleine Häuser aus Feldstein, lagen zu beiden Seiten des Hofes längs der Gräben, welche die zwei Pachthöfe voneinander trennten.

Man hatte die Dächer erneuert, alle Schäden ausgebessert, die Mauern geflickt, Zimmer neu tapeziert, das ganze Innere des Schlosses von oben bis unten frisch angestrichen. Das alte, finstere Gebäude hatte an allen Fenstern weiße Blendladen erhalten, die von

weitem wie große Flecken aussahen; die große graue Fassade war frisch getüncht.

Von der anderen Seite aus, wohin auch ein Fenster von Johannas Zimmer ging, sah man über das Bosquet und die lebendige Mauer der geknickten Ulmen hinweg auf das Meer.

Johanna und der Baron gingen Arm in Arm und sahen sich alles an; auch der kleinste Winkel blieb nicht unbeachtet. Dann wandelten sie langsam in den langen Pappelalleen herum, die den sogenannten Park begrenzten. Überall breitete sich unter den Bäumen der üppig wuchernde Grasteppich aus. Johanna war entzückt, als sie jetzt die verschlungenen Pfade des dichtbelaubten Bosquets betraten. Ein plötzlich aufspringender Hase entlockte ihr unwillkürlich einen kleinen Schreckensschrei; dann aber schaute sie ihm belustigt nach, wie er in großen Sätzen durch das Riedgras der Hügelkette zueilte.

Nach dem Frühstück erklärte Madame Adelaide, daß sie noch sehr erschöpft sei und sich noch ausruhen müsse. Der Baron schlug daher Johanna einen Spaziergang nach Yport vor.

Sie hatten bald das Dörfchen Etouvent erreicht, und die Landleute, die ihnen begegneten, grüßten sie wie alte Bekannte.

Jetzt betraten sie die Gehölze, welche sich, den Windungen eines langsam absteigenden Tales folgend, bis zur Küste hinziehen.

Nach kurzer Zeit waren sie bei Yport angelangt. Einige Frauen, die an der Türe ihrer Wohnungen saßen und Kleidungsstücke flickten, schauten ihnen neugierig nach. Längs der abwärts führenden Straße floß ein kleiner Bach. Zahlreiche Schmutzhaufen bedeckten den Boden; sie strömten einen kräftigen Geruch aus, und die kleinen Wassertümpel, welche vor den

Türen der rauchigen Häuser in der Sonne trockneten, vereinigten ihren Dunst mit dem, der aus dem Innern der dichtbewohnten Räume drang.

Einige Tauben suchten am Rande des Baches nach Nahrung.

Johanna betrachtete alles mit Neugier; es kam ihr vor wie die Dekoration eines Theaterstückes.

Plötzlich, als sie um eine Mauer herumkamen, lag das Meer vor ihr mit seinem ruhigen tiefen Blau soweit das Auge reichte.

Sie blieben stehen und betrachteten das entzückende Schauspiel. In der Ferne tauchten einige Segel auf, weiß wie die Flügel einer Möwe. Rechts und links sah man die enormen Felsen der Küste. Auf der einen Seite wurde der Blick durch eine Art Vorgebirge gehemmt, während auf der anderen Seite die Küste sich endlos ausdehnte, bis man nur noch einen schmalen langen Streifen erblickte.

Ein Hafen und einige Häuser wurden in einer der nächsten Ausbuchtungen sichtbar; leichte, kleine Wellen brachen sich am Gestade und umgaben das Meer mit einem schaumigen, weißen Saume.

Fischerbarken ruhten seitwärts umgestülpt auf den runden Kieseln des Strandes; ihr mit grünlichem Moose bedeckter Kiel trocknete in der Sonne. Einige Fischer waren mit der Herrichtung für die Zeit der abendlichen Flut beschäftigt.

Einer derselben näherte sich ihnen und bot Fische zum Verkauf an. Johanna nahm eine Goldbutte, welche sie selbst nach Peuples zurückbringen wollte.

Der Mann bot ihnen dann noch seine Dienste für etwaige Bootsfahrten an, indem er wiederholt seinen Namen nannte, damit sie ihn ja nicht vergessen möchten:

„Lastique, Josephin Lastique."

Der Baron versprach, an ihn zu denken.

Dann schlugen sie wieder den Weg zum Schlosse ein. —

Da das Tragen des starken Fisches Johanna ermüdete, so schoben sie den Stock ihres Vaters durch seine Kiemen und faßten jeder ein Ende desselben an. Vergnügt und heiter plaudernd wie zwei Kinder stiegen sie den Weg nach Etouvent hinan. Der leichte Seewind umspielte ihre Stirnen, während der Fisch, an dem sie gehörig zu tragen hatten, mit seinem fetten Schwanze hin- und herschwankte.

II.

Ein herrliches freies Leben hatte jetzt für Johanna begonnen. Sie las, träumte und trieb sich ganz allein in der Umgegend herum. Bald wandelte sie langsamen Schrittes traumverloren längs der Straße, bald hüpfte sie wie ein junges Reh durch die zahlreichen, kleinen, wildromantischen Täler. Der starke, würzige Duft, den die Blumen im Grase ausströmten, war ihr das liebste Parfüm, und stundenlang lauschte sie, von demselben umgeben, dem einschläfernden Geräusch der in der Ferne rollenden Brandung.

Zuweilen, wenn sie bei der Biegung eines Tales plötzlich am Rande des grünen Rasenstreifens den bläulichen Schimmer des Meeres bemerkte, über welches sich ein leichter Dunstschleier lagerte, kam es über sie wie die Hoffnung auf das Nahen irgend eines geheimnisvollen Glückes.

Sie liebte die Einsamkeit in dieser süßen, erquickenden Frische der Landluft mit ihrer majestätischen Ruhe. Oft saß sie lange so auf dem Gipfel eines

Hügels, daß die Kaninchen ihre Furcht vergaßen und sich lustig zu ihren Füßen tummelten.

Dann eilte sie wieder wie von einem leichtbeschwingten Lüftchen getragen an die Küste. Gleich den Fischen im Wasser und den Schwalben in der Luft genoß sie in vollen Zügen die Freude der freien Bewegung.

Überall brachte sie kleine Erinnerungszeichen an, jener Art von Erinnerungen, die bis zum Tode festwurzeln. Es war ihr, als versteckte sie ein Teilchen ihres eigenen Herzens an all' den verborgenen Plätzchen dieser stillen Täler.

Mit Leidenschaft badete sie in der See; kräftig und mutig wie sie war, dachte sie an keine Furcht und tauchte häufig tief unter. Das klare, blaue Wasser, welches sie schaukelnd auf seinem Rücken trug, tat ihr mit seiner erquickenden Frische unendlich wohl. War sie weit genug vom Ufer, so legte sie sich auf den Rücken, kreuzte die Arme über der Brust und starrte traumverloren zum azurfarbenen Himmel empor, an dem pfeilschnell die Schwalben oder weiße Möwen vorüberschossen. Nur von weitem hörte sie das Murmeln der Wellen am Strande und das unbestimmte Geräusch des vom Wasser gestreiften Kieses. Dann drehte sie sich oft rasch um und teilte jauchzend mit kräftigen Armen die Flut.

Hin und wieder, wenn sie sich allzuweit vorgewagt hatte, fuhr wohl ein Fischer mit seiner Barke heraus, sie zurückzuholen.

Bleich vor Hunger, aber erleichtert und gekräftigt, ein Lächeln auf den Lippen und mit einem Strahl des Glückes in den Augen kehrte sie dann ins Schloß zurück.

Der Baron seinerseits war mit großen landwirtschaftlichen Unternehmungen beschäftigt. Er wollte neue

Versuche anstellen, Verbesserungen einführen, neue Maschinen anschaffen, seinen Viehbestand durch fremde Rassen vervollkommnen. Einen Teil des Tages brachte er in Gesprächen hierüber mit seinen Pächtern und Nachbarn zu, welche meistens ungläubig zu seinen Plänen mit den Achseln zuckten.

Zuweilen fuhr er auch mit den Fischern von Yport auf die See. Nachdem er die Grotten, Quellen und Hügel der Umgebung hinreichend kennen gelernt hatte, wollte er auch 'mal wie ein einfacher Fischer richtig fischen.

Wenn eine günstige Brise wehte, wenn die Barke mit geblähtem Segel über die Wogen dahin zog und auf jeder Seite über dem Meeresgrunde die große Leine schleppte, der die Scharen von Makrelen folgen, dann hielt er mit aufgeregt zitternder Hand die kleine Schnur, deren Zucken sofort anzeigt, daß ein gefangener Fisch zappelt.

Im Mondschein fuhr er aus, um die Netze aufzunehmen, die man tagszuvor ausgeworfen hatte. Er ergötzte sich an dem Knarren des Mastes und erquickte sich an dem frischen, kühlenden Hauche des Nachtwindes. Wenn er dann lange gekreuzt hatte, um die Bojen wieder aufzufinden, indem er sich nach einer Felsspitze, nach dem Dache eines Kirchturms und dem Leuchtturm von Fecamp einrichtete, machte es ihm ein Hauptvergnügen, das erste Aufleuchten der Sonne zu betrachten, deren Strahlen den schleimigen Rücken der Rochen und den fetten Bauch der Seezungen auf dem Boden der Barke vergoldeten.

Bei jeder Rückkehr erzählte er aufs neue mit Begeisterung von seinen Ausfahrten. Mütterchen ihrerseits schilderte dann, wievielmal sie die lange Pappel-Allee auf- und abgegangen sei. Sie hatte die zur Rechten nach dem Pachthof der Couillards zu gewählt, weil die andere links nicht sonnig genug war.

Weil man ihr empfohlen hatte, einen „richtigen Spaziergang“ zu machen, war sie ganz erpicht darauf. Sobald die frische Morgenluft etwas nachgelassen hatte, stieg sie, auf Rosaliens Arm gestützt, die Treppe hinab, in einen Mantel und zwei Schals gehüllt, auf dem Kopfe einen dichten Hut, über den sie noch ein rotes Tuch geschlagen hatte. Dann begann sie eine endlose Reise auf gerader Linie immer zwischen der Umzäunung des Schloßhofes und den ersten Sträuchern des Bosquets. Den linken Fuß, der etwas angeschwollener war, schleppte sie hierbei nach, und es hatten sich infolgedessen auf der ganzen Strecke des Weges zwei Streifen gebildet, der eine vom Hin- und der andere vom Zurückgehen, auf denen das Gras völlig abgestorben war. An jedem Ende dieser Promenade hatte sie eine Bank anbringen lassen, und alle fünf Minuten machte sie Halt, indem sie zu ihrer guten, geduldigen Begleiterin sagte: „Wir wollen uns setzen, liebes Kind, ich bin etwas müde.“

Und bei jedem Halt legte sie auf eine der Bänke bald das Kopftuch ab, bald einen Schal, dann den anderen, ferner den Hut und schließlich den Mantel, so daß Rosalie auf ihrem freigebliebenen Arm ein ganz ansehnliches Paket zu tragen hatte, bis man zum Frühstück ins Schloß zurückkehrte.

Nachmittags begann die Baronin ihren Spaziergang aufs neue, nur etwas weniger hastig und mit größeren Ruhepausen. Sie legte hin und wieder wohl auch ein Schlummerstündchen ein, welches sie auf einer Chaiselongue verbrachte, die man draußen nachgerollt hatte.

Sie nannte das „ihre Übung“ machen, wie sie auch stets von „ihrer Hypertrophie“ sprach.

Vor zehn Jahren hatte sie einen Arzt wegen ihrer Beklemmungen gefragt, und dieser hatte jenes Wort zum ersten Male gebraucht. Ohne den Ausdruck richtig

zu verstehen, hatte sie seitdem sich das Wort „Hypertrophie" völlig zu eigen gemacht. Hartnäckig ließ sie den Baron, ihre Tochter und Rosalie nach ihrem Herzen fühlen, dessen Schlag niemand mehr entdecken konnte; so sehr war es durch die Fettbildung ihres Oberkörpers verdeckt. Dagegen lehnte sie es energisch ab, sich von einem zweiten Arzte untersuchen zu lassen, aus Furcht, dieser könnte irgend ein anderes Übel entdecken. So blieb sie dabei, jederzeit von „ihrer" Hypertrophie zu sprechen, so daß man glauben konnte, es sei dies ihre besondere Krankheit, ihre Spezialität sozusagen, auf die niemand anderes ein Anrecht hätte. Der Baron sagte „die Hypertrophie meiner Frau" und Johanna sprach von „Mamas Hypertrophie", wie wenn man von den Kleidern, Hüten oder dem Regenschirm der Baronin gesprochen hätte.

Sie war in ihrer Jugend sehr hübsch und schlanker wie ein Schilfrohr gewesen. Nachdem sie der Reihe nach mit allen Waffengattungen des Kaiserreiches getanzt hatte, las sie eines Tages „Corinne", worüber sie zu Tränen gerührt wurde. Von da an stand sie ganz unter dem Einflusse dieses Romans.

In dem Maße, wie ihre Taille an Umfang zunahm, wurde der Schwung ihrer Seele immer poetischer. Je mehr ihre Fettleibigkeit sie an das Polster fesselte, um so häufiger schwelgte ihre Phantasie in allerlei zärtlichen Abenteuern, deren Heldin sie war. Einige derselben wurden von ihr besonders bevorzugt und kehrten in ihren Träumereien öfters wieder, wie ein Musikstück, dessen Melodie einem unaufhörlich durch den Kopf summt. Alle die blumenreichen Romanzen, in denen von Gefangenen und Schwalben die Rede war, veranlaßten sie unwillkürlich zu weicheren Regungen; selbst gewisse Lieder von Beranger liebte sie wegen des Schmerzes, der sich trotz aller Lustigkeit darin aussprach.

Stundenlang konnte sie so in ihren Träumereien verloren dasitzen; und der Aufenthalt in Peuples gefiel ihr deshalb außerordentlich, weil er ihren romantischen Ideen, sowohl durch die Wälder der Umgegend, als auch durch die Heideflächen und namentlich durch die Nähe des Meeres, stets wieder die Werke Walter Scott's ins Gedächtnis rief, mit denen sie sich seit einigen Monaten beschäftigte.

An Regentagen schloß sie sich in ihr Zimmer ein, um ihre sogenannten „Reliquien" durchzustöbern, nämlich die alten Briefe, die sie von ihren Eltern, von ihrem Manne als Bräutigam empfangen hatte, und außerdem noch einige andere. Dieselben waren in einem Schreibtisch aus Mahagoni eingeschlossen, an dessen Ecken sich bronzene Sphinxfiguren befanden. Wenn Rosalie die Briefe holen sollte, so pflegte die Baronin mit eigentümlicher Betonung zu sagen: „Bring mir die Schieblade mit meinen Jugenderinnerungen, Kind!"

Die Zofe öffnete dann den Schreibtisch, nahm die Schieblade heraus und stellte sie auf einen Stuhl neben ihre Herrin, welche den Inhalt langsam Stück für Stück durchlas, wobei hin und wieder sich eine Träne aus ihrem Auge stahl.

Bei den Spaziergängen mußte Johanna zuweilen Rosalie ersetzen und Mütterchen erzählte ihr dann von ihren Jugenderinnerungen. Das junge Mädchen fand sich selbst darin wieder; sie war erstaunt über die Ähnlichkeit ihrer Gedanken und die Gleichheit ihrer Wünsche. Bildet sich doch jedes Herz ein, allein vor allen anderen unter dem Eindruck jener Empfindungen geseufzt zu haben, unter dem schon die Herzen der ersten Menschen höher schlugen, und unter dem die Herzen der letzten Menschen und namentlich Frauen höher schlagen werden.

Ihr Spaziergang vollzog sich ebenso langsam wie die Erzählung, welche hin und wieder von Beklemmungen unterbrochen wurde. In solchen Pausen schweiften Johannas Gedanken der angefangenen Geschichte voraus; ihr Herz schwelgte in zukünftigen Freuden und Hoffnungen.

Eines Nachmittags, als sie auf der Bank am Eingang der Allee saßen, bemerkten sie plötzlich am Ende derselben die beleibte Gestalt eines Geistlichen, der auf sie zukam. Er grüßte schon von weitem, nahm eine lächelnde Miene an, grüßte auf drei Schritt nochmals und rief ziemlich laut:

„Ah, die gnädige Frau Baronin! Wie geht es denn?" — Es war der Dorfpfarrer.

Die Mama, die in der Zeit der Philosophen geboren und von einem ziemlich ungläubigen Vater während der Revolutionszeit erzogen war, besuchte die Kirche niemals, obschon sie die Geistlichkeit mit einer Art religiösem Instinkt der Frauen ganz gern hatte.

Sie hatte bis dahin ihren Pfarrer, den Abbé Picot, ganz vergessen und errötete jetzt unwillkürlich. Sie entschuldigte sich, daß sie seinem Besuche nicht zuvorgekommen sei, aber der gute Mann war durchaus nicht verletzt. Er sah Johanna an, grüßte sie mit freundlicher Miene, setzte sich, legte seinen Dreispitz auf die Kniee und wischte sich die Stirn ab. Er war sehr stark, sehr rot und schwitzte sehr. Jeden Augenblick zog er ein mächtiges, karriertes und schon ganz feuchtes Taschentuch hervor, mit dem er sich Gesicht und Nacken abwischte. Aber kaum hatte er es wieder in seine geräumige Tasche versenkt, als schon wieder neue Tropfen auf seiner Stirn standen und auf die hervorstehenden Teile seiner Soutane rannen, wo sie sich mit dem dort angesammelten Staube zu kleinen Flecken verbanden.

Er war heiter, gesprächig, nachsichtig; ein echter Landpriester. Er erzählte allerlei Geschichten, sprach von den Landleuten und ließ sich nicht im geringsten merken, daß er seine beiden Pfarrkinder noch nicht in der Kirche gesehen hatte. Bei der Baronin schob er dies auf eine natürliche Folge ihrer verschwommenen religiösen Ideen; bei Johanna auf die ganz erklärliche Freude, dem Kloster entronnen zu sein, wo man sie in Andachtsübungen geradezu erstickt hatte.

Jetzt erschien auch der Baron, der als Pantheist sich den Dogmen gegenüber völlig indifferent verhielt. Er war sehr liebenswürdig gegen den Pfarrer, den er oberflächlich kannte, und lud ihn ein, zu Tisch zu bleiben.

Der Priester war einsichtig genug, in keiner Weise anzustoßen. Er hatte durch seine langjährige Erfahrung als Seelenführer sich jene Zurückhaltung angeeignet, welche die anderen niemals unnötig fühlen läßt, daß man berufen ist, über sie einen besonderen Einfluß auszuüben.

Die Baronin verhätschelte ihn; vielleicht mochte sie sich unwillkürlich durch eine Art geistige Verwandtschaft zu ihm hingezogen fühlen. Das vollblütige Gesicht und der kurze Atem des Pfarrers erinnerte sie an ihr eigenes Leiden.

Beim Dessert hatte der liebenswürdige Mann alle Mühe, sich der Aufmerksamkeit zu erwehren, mit der die Baronin ihm immer wieder vorlegen ließ.

Plötzlich rief er wie jemand, dem eine glückliche Idee durch den Kopf schießt:

„Denken Sie nur, ich habe ein neues Pfarrkind, das ich Ihnen notwendig vorstellen muß. Es ist der Herr Vicomte de Lamare.“

Die Baronin, welche den ganzen Adel der Provinz an den Fingern aufzählen konnte, fragte:

„Einer von den Lamare's von Eure?"

„Zu dienen, Madame," sagte der Priester, sich verbeugend, „der Sohn des letzthin verstorbenen Vicomte Johann de Lamare."

Madame Adelaide, die für den Adel überaus schwärmte, richtete nun eine Menge Fragen an ihn und erfuhr, daß der junge Mann, um die väterlichen Schulden zu bezahlen, sein Schloß verkauft und sich im Erdgeschoß eines der drei Pachthöfe, die er noch in der Gemeinde Etouvent besaß, eingerichtet hatte. Seine Einkünfte betrugen alles in allem fünf- bis sechstausend Franks. Aber der junge Mann war sehr vernünftig und sparsam. Er wollte zwei oder drei Jahre ganz einfach und bescheiden hier auf dem Lande wohnen und sich so viel zurücklegen, daß er dann, ohne Schulden zu machen oder seine Pachthöfe zu belasten, eine Rolle in der Welt spielen konnte. Das Endziel seiner Wünsche war natürlich eine vorteilhafte Heirat.

„Es ist ein vortrefflicher, charaktervoller, junger Mann," setzte der Pfarrer hinzu, „so wohlerzogen, so gutmütig. Aber er langweilt sich natürlich etwas hier auf dem Lande."

„Bringen Sie ihn zu uns, Herr Abbé!" sagte der Baron, „vielleicht können wir ihm etwas Zerstreuung bieten."

Dann sprach man von anderen Dingen.

Als man im Salon den Kaffee eingenommen hatte, bat der Priester um die Erlaubnis, eine kleine Promenade im Garten machen zu dürfen; er habe die Gewohnheit, sich nach der Mahlzeit etwas Bewegung zu verschaffen. Der Baron begleitete ihn. Sie gingen langsam längs der weißen Fassade des Schlosses, kehrten wieder um und begannen ihren Spaziergang aufs neue.

Ihre Schatten, der eine mager, der andere rund und wie ein flacher Pilz, folgten ihnen bald, bald eilten sie ihnen voraus, je nachdem sie das Mondlicht im Rücken oder vor sich hatten. Der Pfarrer rauchte eine Art Zigarette, die er aus der Tasche gezogen hatte. Er setzte den Nutzen derselben dem Baron in der freien Art der Leute vom Lande auseinander: „Es befördert die Verdauung, da ich oft an starken Blähungen leide," sagte er.

Dann stand er plötzlich still und sagte den klaren Sternenhimmel betrachtend:

„Man wird doch niemals müde, das anzuschauen." Hierauf kehrte er zurück, um sich von den Damen zu verabschieden.

III.

Am nächsten Sonntag begaben sich die Baronin und Johanna, von einer Art zarter Rücksicht auf den Pfarrer getrieben, zur Messe nach Etouvent.

Nach der Kirche warteten sie auf ihn, um ihn für den nächsten Donnerstag zum Frühstück einzuladen. Er kam Arm in Arm mit einem hochgewachsenen, elegant gekleideten, jungen Mann, der ihn vertraulich unter den Arm genommen hatte, aus der Sakristei. Sobald er die beiden Damen bemerkte, rief er mit dem Ausdruck freudiger Überraschung:

„Das trifft sich ja herrlich! Gestatten die Damen, Ihnen unsern Nachbar, Herrn Vicomte de Lamare vorzustellen."

Der Vicomte verbeugte sich höflich und versicherte, daß es schon lange sein Wunsch gewesen sei, die Bekanntschaft der Damen zu machen. Hierauf begann er in geschickter Weise die Unterhaltung und erwies sich dabei als ein Mann, der weiß, was sich gehört. Er hatte jenes angenehme Äußere, von dem die Frauen so gern träumen und dem niemand gram sein kann. Schwarze, wohlgepflegte Haare umrahmten seine gebräunte glatte Stirn; dichte Augenbrauen, so regelmäßig, als seien sie gemeißelt, überschatteten seine zärtlich blickenden, tiefliegenden, dunklen Augen, bei denen das Weiße einen leichten Schimmer von Blau zeigte.

Seine buschigen, langen Wimpern verliehen dem Blick jene leidenschaftliche Sprache, die in der Gesellschaft die älteren Damen verwirrt und die Backfische, die noch im kurzen Kleide sind, in die höchste Ekstase versetzt.

Der sprechende Ausdruck dieses Blickes ließ auf tiefe Gedanken schließen und verlieh auch gleichgültigeren Worten in seinem Munde eine gewisse Bedeutung.

Der üppige, glänzende, weiche Schnurrbart verbarg eine etwas zu breite Lippe.

Man trennte sich nach vielen höflichen Redensarten.

Zwei Tage später machte Herr de Lamare seinen ersten Besuch.

Er kam gerade, als man eine Gartenbank besichtigte, die am Morgen unter der großen Platane gegenüber den Fenstern des Salons aufgestellt war. Der Baron meinte, daß man eine ähnliche unter der Linde, der Gleichheit wegen, aufstellen müsse; aber seine Frau, der alle Symmetrie verhaßt war, wollte das nicht zugeben. Der Vicomte, um seine Ansicht befragt, stellte sich auf Seite der Baronin.

Hierauf sprach er von der Umgegend, die er sehr „pittoresk“ nannte; er habe bei seinen einsamen Spaziergängen schon ganz herrliche „Szenerien“ gefunden. Dabei traf sein Blick hin und wieder wie zufällig Johannas Augen, und unwillkürlich fühlte sich diese jedesmal seltsam bewegt. So kurz auch nur dieser Blick war, so lag doch eine ganze Welt von Bewunderung und hell entfachter Zuneigung in ihm.

Der im vergangenen Jahre verstorbene Vater des Herrn de Lamare hatte zufällig einen intimen Freund des Herrn de Cultaux gekannt, dessen Tochter die Baronin war. Die Entdeckung dieser Tatsache brachte natürlich das Gespräch auf eine Menge von Bekanntschaften, Ereignissen und endlosen Verwandtschafts-Verhältnissen. Die Baronin machte geradezu Gewaltmärsche auf dem Gebiete der Genealogie; sie zählte den halben Adel Frankreichs in auf- und absteigender Linie auf, ohne jemals den Faden zu verlieren.

Der Baron, welcher seiner ungebundenen Natur und seiner ganzen Erziehung nach mit den Anschauungen und Vorurteilen seiner Standesgenossen wenig harmonierte, kannte die Familien in der Umgegend kaum dem Namen nach und befragte jetzt den Vicomte darüber.

„O, es gibt wenig Adel hier im Lande,“ antwortete Herr de Lamare ungefähr in demselben Tone, wie er gesagt haben würde, es gebe wenig Kaninchen an der Küste. Hierauf begann er mit Einzelheiten. Nur drei Familien wohnten ziemlich in der Nähe: der Marquis de Coutelier, sozusagen der Chef des Adels in der Normandie; der Vicomte und die Vicomtesse de Briseville, von ausgezeichneter Abstammung, die sich aber so ziemlich von allen zurückzogen. Endlich sei noch der Graf Fourville da, eine Art Blaubart, dessen

Frau vor Gram über sein Leben gestorben sei. Er lebte ausschließlich der Jagd in der Umgebung seines Schlosses la Vilette, welches mitten in einem großen Teiche liege. Einige Emporkömmlinge, die aber keinen Zutritt zur Gesellschaft fänden, hätten hier und da sich angekauft. Der Vicomte kannte sie auch nicht.

Nach einiger Zeit verabschiedete sich der junge Mann, nicht ohne einen letzten Blick auf Johanna geworfen zu haben, der wie ein besonders zärtliches, sanftes Lebewohl aussah.

Die Baronin fand den Vicomte sehr nett und vor allem sehr „comme il faut“.

„Jawohl, ganz gewiß,“ antwortete ihr Gatte, „es ist ein sehr wohlerzogener junger Mann.“

Man hatte ihn für die nächste Woche zum Diner eingeladen. Von da an war er ein sehr häufiger Gast im Schlosse.

Meistens kam er gegen vier Uhr nachmittags, suchte die Baronin in „ihrer Allee“ auf und bot ihr den Arm, um sie bei „ihrer übung“ zu unterstützen. Wenn Johanna gerade keinen Ausflug machte, stützte sie die Baronin von der anderen Seite und alle drei gingen nun langsamen Schrittes in der geraden Allee hin und her. Er sprach fast niemals mit der jungen Dame. Aber sein dunkler, verschleierter Blick traf häufig das achatblaue Auge Johannas.

Mehrmals gingen sie auch beide in Begleitung des Barons nach Yport.

Als sie eines Abends am Ufer standen, trat Papa Lastique auf sie zu, seine Pfeife im Munde, deren Fehlen auffallender gewesen wäre, als das Fehlen seiner Netze.

„Bei diesem Winde, Herr Baron,“ meinte er, „müßte man morgen eigentlich nach Etretat fahren. Wir kämen bequem hin und zurück.“

„Ach, Papa!“ sagte Johanna, die Hände faltend, „das wäre zu herrlich.“

„Machen Sie mit?“ wandte sich der Baron an den Vicomte. „Wir könnten da unten frühstücken.“

Da dieser zustimmte, wurde die Partie sofort beschlossen.

Mit dem Morgengrauen war Johanna schon auf und wartete voll kindlicher Ungeduld auf ihren Vater, der etwas langsam im Anziehen war. Dann gingen sie durch den frischen Morgentau erst an dem großen Rasenplatz vorbei, hierauf durch das Holz, welches vom Gesang der Vögel widerhallte.

Der Vicomte und Papa Lastique saßen auf einer Schiffswinde.

Zwei andere Schiffer halfen bei der Abfahrt. Ihre Schultern gegen den Schiffsrand stemmend, schoben sie aus Leibeskräften; aber sie brachten den Kiel nur langsam von dem kiesigen Grunde ab. Lastique schob einige mit Fett beschmierte Rollen unter den Kiel, dann nahm er seinen Platz wieder ein und ließ mit eigentümlicher Modulation sein unaufhörliches „Ahoh hopp“ erklingen, mit dem er die Bewegungen seiner Genossen leitete.

Als aber dann der Boden schräger wurde, kam das Boot plötzlich in eine rasche Bewegung und glitt über die Kiesel mit einem Tone, als würde ein Gewebe zerrissen. Jetzt ruhte es auf dem leicht gewellten Wasser und alles nahm auf den Bänken Platz. Dann schoben die beiden Schiffer, die am Ufer geblieben waren, es mit einem mächtigen Stoß in die See.

Eine leichte, anhaltende Brise rief auf der Oberfläche des Wassers kleine schaumige Wellen hervor. Das Segel wurde gehißt, es blähte sich mehr und mehr, und von den Wellen gewiegt, bewegte sich die Barke langsam vorwärts.

Man fuhr anfangs weiter in See. In der Ferne verschwamm das Blau des Himmels mit dem Ozean. Wenn man zum Lande herüberschaute, so bemerkte man deutlich den tiefen Schatten, den die hohe Küste auf das Meer zu ihren Füßen warf, während man durch die Vertiefungen zwischen den einzelnen Hügeln hindurch die dahinterliegenden Rasenflächen im vollen Sonnenlichte sah. Drüben im Hintergrunde hoben sich braune Segel von dem weißen Flecken ab, den Fecamp bildete, und fern da unten ragte ein Felsen empor, der wie ein Elefant aussah, dessen Rüssel ins Meer getaucht ist. Das war das sogenannte kleine Tor von Etretat.

Johanna, der das Schaukeln der Wogen anfangs etwas unheimlich war, hatte mit der einen Hand den Schiffsrand gefaßt und blickte in die Ferne; es schien ihr, als ob es nur drei wirklich schöne Dinge in der Welt gäbe: die Sonne, den Himmelsdom und das Wasser.

Niemand sprach ein Wort. Papa Lastique, der das Steuerruder führte und das Segeltau hielt, nahm hin und wieder einen Schluck aus der Flasche, die er unter seinem Wams geborgen hatte. Dabei rauchte er unablässig seine nie verlöschende Pfeife, aus der fortwährend eine leichte blaue Dampfwolke aufstieg, während eine zweite aus seinem rechten Mundwinkel hervordrang. Man sah den Schiffer niemals die Pfeife von neuem anzünden oder frisch stopfen, die, aus weißem Ton gebrannt, durch den langen Gebrauch schwarz wie Ebenholz geworden war. Nur hin und wieder nahm er sie aus dem Munde, um aus demselben Winkel, wo sonst der Rauch hervordrang, den braunen Saft in einem weiten Bogen ins Meer zu schleudern.

Der Baron, der vorn saß, vertrat die Stelle eines Bootsgehilfen und überwachte das Segel. Johanna

und der Vicomte saßen nebeneinander und waren alle beide etwas verlegen. Nur hin und wieder trafen sich, wie von magischer Gewalt angezogen, ihre beiderseitigen Blicke; hatte doch zwischen ihnen sich schon im stillen jene flüchtige zarte Zuneigung entwickelt, welche bei jungen Leuten so leicht entsteht, wenn der männliche Teil nicht häßlich und der weibliche hübsch ist. Sie waren glücklich, beieinander zu sitzen, vielleicht weil eins an den andern dachte.

Die Sonne stieg immer höher, als wollte sie von oben her das unter ihr ausgebreitete weite Meer betrachten. Wie in einer Art von Koketterie hüllte sie sich in einen leichten Nebelschleier, an dem sich ihre Strahlen brachen. Es war ein durchsichtiger Schleier, sehr niedrig, goldig, der nichts verbarg, aber alles in einem sanfteren Lichte erscheinen ließ. Allmählich nahm der Glanz des Himmelsgestirnes zu, der Nebel senkte sich tiefer und als die Sonne ihren Höhepunkt erreicht hatte, verschwand er gänzlich. Das Meer, jetzt glatt wie ein Spiegel, glitzerte in dem strahlenden Lichte.

„Wie prächtig das ist!" murmelte Johanna tiefbewegt.

„Ja, in der Tat, es ist herrlich," sagte der Vicomte. Dieser schöne klare Sommermorgen spiegelte sich wie ein Bild des Glückes in ihrem eigenen Herzen wieder.

Und plötzlich sah man vor sich die großen Felsenbogen von Etretat, wie zwei Füße, die von der Küste aus ins Meer gestreckt sind, hoch genug, um den Schiffen den Durchgang zu gestatten. Vor dem ersten derselben starrte eine weiße, scharfkantige Felsenspitze gen Himmel.

Nachdem man gelandet war, stieg der Baron zuerst aus und hielt die Barke mittels eines Taues am Ufer fest. Der Vicomte trug hierauf Johanna auf seinen Armen ans Land, damit sie keine nassen Füße be-

käme. Beide stiegen dann langsam den steilen Strand hinan, noch ganz unter dem Eindruck des eigentümlichen Gefühles, welches das Hinübertragen bei ihnen hervorgerufen hatte. Sie hörten noch, wie Papa Lastique zum Baron sagte: „Das gäbe ein prächtiges Paar ab."

Das Frühstück in einem kleinen Wirtshaus am Strande mundete vortrefflich. Bei dem gewaltigen Eindruck, den der Ozean auf alle ihre Sinne machte, hatten sie während der Fahrt keine Worte gefunden; jetzt löste der gutbesetzte Tisch ihre Zunge und sie plauderten wie Kinder auf einer Ferienreise.

Selbst die harmlosesten Dinge erweckten ihre Lustigkeit.

Papa Lastique verbarg seine noch rauchende Pfeife in seiner Schiffermütze, worüber man lachte. Eine Fliege, zweifelsohne von seiner roten Nase angezogen, kam immer wieder, um sich darauf zu setzen. Als er sie mit einer Handbewegung vergeblich zu haschen suchte, nahm sie in der Nähe auf einem Vorhang Platz, der deutliche Spuren von ihr und ihren Gefährtinnen aufzuweisen hatte. Von dort aus lauerte sie unablässig auf den leuchtenden Zinken des Fischers, wo sie sich stets aufs neue niederzulassen strebte.

Bei jedem Versuch des kleinen Insektes erscholl ein dröhnendes Gelächter, und als der Alte schließlich, durch das ewige Kitzeln ärgerlich geworden, vor sich hinmurmelte: „Die ist verteufelt hartnäckig," da hätten der Vicomte und Johanna fast Tränen gelacht. Sie wanden und krümmten sich ordentlich und hielten die Serviette vor den Mund, um nicht laut aufzuschreien.

Nach dem Kaffee schlug Johanna einen Spaziergang vor. Der Vicomte sprang sofort auf; der Baron hingegen zog es vor, in der Sonne am Strande sein Schläfchen zu machen.

„Geht nur, Kinder," sagte er, „in einer Stunde wollen wir uns hier wieder treffen."

Sie gingen geradeaus an den wenigen Strohdächern des Ortes vorüber. Nachdem sie ein kleines Schloß, welches schon mehr einem großen Pachthofe ähnlich sah, hinter sich hatten, sahen sie plötzlich ein offenes Tal vor sich liegen.

Die Seefahrt mit ihren außergewöhnlichen Eindrücken hatte sie sprachlos gemacht, und die leichte salzhaltige Luft war die Ursache eines gesunden Appetits für sie gewesen, den sie beim Frühstück reichlich stillten, dessen schmackhafte Zubereitung ihnen ihre volle Lustigkeit zurückgab. Nachdem sie sich gründlich ausgelacht hatten, fühlten sie jetzt wieder eine Art Erschlaffung und das Bedürfnis, ziel- und zwecklos im Freien umherzuschweifen Johannas Pulse klopften unter dem Eindrucke neuer und schnellwechselnder Gemütsstimmungen unwillkürlich stürmischer.

Die Sonne brannte heiß am Himmel. Zu beiden Seiten der Straße wogten die reifen Getreidefelder im Winde. Heuschrecken hüpften munter im Grase; überall, im Korn, im Strauchwerk, in den Binsen am Strande vernahm man ihr kurzes, schrilles Zirpen.

Sonst war alles still unter dem heißen Himmelszelt, dessen Blau hin und wieder ins gelblich-rote herüberspielte, wie Stahl, den man zu lange in die Glut gehalten hat.

Sie gingen zu einem kleinem Gehölz, welches sie etwas weiter rechts bemerkten.

Zwischen zwei Talwänden eingekeilt, lag dasselbe durch seine hohen dichten Bäume völlig vor den heißen Sonnenstrahlen geschützt; nur ein schmaler Weg führte hindurch. Eine dumpfe Kühle, welche unwillkürlich die Haut schaudern machte, umfing sie beim Eintreten. Da das Tageslicht nur spärlich durchfiel, so war das Gras

bei dem Mangel an freier Luft verschwunden; aber weiches Moos bedeckte statt seiner den Boden.

„Sehen Sie, dort drüben könnten wir uns etwas setzen," sagte Johanna im Weiterschreiten. Dort standen zwei alte abgestorbene Bäume, und durch die so gebildete Öffnung des Laubdaches fiel der Tagesschimmer auf den Boden. Er hatte das keimende Gras neu belebt, Löwenzahn und Schlüsselblumen hervorgezaubert; auch die zarten kleinen Vergißmeinnicht und der Fingerhut waren dort zu finden. Schmetterlinge gaukelten umher, Bienen und die dicken kurzen Hummeln summten von Blume zu Blume, große Mücken, die wie Fliegen-Gerippe aussahen, tanzten im Sonnenlicht; es wimmelte von Insekten aller Art. Da sah man solche mit glänzenden buntgefleckten Flügeldecken, dann wieder andere mit grünlichem Schimmer, tiefschwarze mit einem kleinen Horn versehen; und das alles lebte, wogte, krabbelte und tanzte auf diesem lichten warmen Plätzchen inmitten des eisigen Dunkels, welches sonst das dichte Laubdach hervorrief.

Sie setzten sich so, daß ihre Gesichter noch Schatten erhielten, während sie die Füße in die warmen Sonnenstrahlen streckten. Mit Interesse betrachteten sie das kleine anziehende Bild voll Leben und Lebenslust, das sich vor ihren Augen abspielte.

„Wie schön!" sagte Johanna. „Es ist doch gar zu herrlich auf dem Lande. Ich möchte zuweilen eine Fliege oder ein Schmetterling sein, um in die Kelche der Blumen zu tauchen."

Sie sprach dann von sich selbst, von ihren Gewohnheiten und Neigungen, in jenem leisen vertraulichen Ton, in dem man sich solche Mitteilungen macht. Er behauptete, das Leben in der großen Welt, deren läppisches Treiben ihn anwidere, schon müde zu

sein. Es sei immer dieselbe Geschichte, nirgends fände man Wahrheit, nirgends Aufrichtigkeit.

Die Welt! Sie hätte dieselbe freilich schon gern mal kennen gelernt; aber sie war von vornherein überzeugt, daß sie ihr das Landleben nicht ersetzen könne.

Und mehr und mehr schlugen ihre Herzen zusammen; immer feierlicher klang ihnen das „mein Herr“ und „mein Fräulein“, mit dem sie sich anredeten, und immer öfter versenkten sich ihre lächelnden Blicke ineinander. Es schien ihnen beiden, als ob sich ein größeres gegenseitiges Wohlwollen zwischen ihnen entwickele, eine innigere Zuneigung, ein gemeinschaftliches Interesse an tausend Dingen, wie sie es bisher niemals empfunden hatten.

Als sie zurückkamen, war der Baron zu Fuß nach der Damen-Kammer, einer Felsengrotte an der Küste, gegangen. Sie warteten also beim Wirtshause auf ihn.

Erst gegen fünf Uhr abends, nach einem langen Spaziergang an der Küste, kehrte er zurück.

Man bestieg wieder die Barke. Ganz sanft, den Wind im Rücken, ohne jeden Stoß und jedes Schaukeln glitt sie vorwärts; man bemerkte kaum, daß sie sich bewegte. Nur mit Absätzen blähte ein leichter sanfter Windhauch die Segel, um sie gleich darauf wieder schlaff am Maste herunterhängen zu lassen. Das Wasser war wie abgestorben, während die Sonne nach Vollendung ihrer Bahn langsam ins Meer unterzutauchen schien.

Wiederum herrschte allgemeines Schweigen unter dem überwältigenden Eindrucke dieser abendlichen Meeresstille.

„Ich würde sehr gern 'mal auf Reisen gehen,“ sagte endlich Johanna.

„Jawohl,“ meinte der Vicomte, „dieser Wunsch ist nur zu sehr berechtigt. Aber ich finde es zu traurig, allein zu reisen. Man muß wenigstens zu zweien

sein, um sich gegenseitig seine Eindrücke mitteilen zu können."

„Das stimmt ..." sagte sie nach einigem Nachdenken, „ich liebe es zwar auch, allein spazieren zu gehen, indessen ... ; man ist aber besser allein, wenn man träumen will ..."

„Man kann auch zu zweien träumen," sagte er, jedes Wort betonend und sie dabei lange ansehend.

Sie schlug die Augen nieder. Sollte das eine Anspielung sein? Sie betrachtete den Horizont, als weilten ihre Gedanken in der Ferne.

„Ich möchte nach Italien reisen . . ." begann sie wieder langsam. „Und nach Griechenland . . ., ach ja! nach Griechenland! . . . und nach Korsika! das muß so wildromantisch sein."

Er hätte der Alpen und Seen wegen die Schweiz vorgezogen.

„Nein," sagte sie, „ich möchte entweder nach ganz unbekannten Gegenden wie Korsika oder nach ganz alten Ländern, wie Griechenland, wo jeder Fleck Erde seine Geschichte hat. Es muß so hübsch sein, die Spuren der Völker zu verfolgen, von denen wir schon in der Jugend gelesen haben, und die Orte zu sehen, wo sich die großen Ereignisse abgespielt haben."

„Was mich betrifft," entgegnete der etwas weniger schwärmerische Vicomte, „so zieht mich England außerordentlich an. Dort kann man vieles lernen."

So durchwanderten sie gemeinsam den Erdkreis, indem sie die einzelnen Länder und ihre Vorzüge lebhaft erörterten und selbst die weniger bekannten Völker, wie die Chinesen und Lappländer mit ihren zum Teil noch unerforschten Sitten und Gebräuchen, dabei nicht übergingen. Schließlich aber einigten sie sich in der Ansicht, daß Frankreich mit seinem gemäßigten, im

Sommer nicht zu heißen, im Winter nicht zu rauhen Klima, mit seinen üppigen Triften und grünen Wäldern, seinen herrlichen Strömen, mit seinem Kunstsinn, der kaum von der Blütezeit Athens übertroffen wäre, das prächtigste Land der Welt sei.

Hierauf schwiegen sie auch wieder.

Die Sonne, schon halb im Meere versunken, sandte über die stille Wasserfläche ihre letzten Strahlen, welche bis zum Schiffe einen glänzenden Streifen auf derselben bildeten.

Die letzten Windstöße hatten aufgehört. Keine Furche war auf dem Wasser mehr zu sehen; das schlaffe Segel schimmerte in rosigem Lichte. Eine unbegrenzte Ruhe schien den weiten Himmelsraum zu umfassen. Wie eine keusche Braut schien das gewaltige Meer seinen feurigen Liebhaber zu erwarten, der, wie von dem Verlangen nach seiner Umarmung, mit Purpurglut übergossen sich zu ihm niederneigte, um endlich ganz in demselben zu verschwinden.

Dann begann allmählich eine erquickende Kühle einzutreten. Ein Schauer wölbte den Busen des Wassers, als wenn das untergegangene Tagesgestirn einen Seufzer stillen Friedens über die Welt ausgestoßen hätte. —

Die Dämmerung währte nicht lange. Die Nacht mit ihrem funkelnden Sternenheer brach an. Papa Lastique griff zu den Rudern und man bemerkte beim Einschlagen derselben, daß das Meer phosphoreszierte. Johanna und der Vicomte betrachteten miteinander die tanzenden Lichtstreifen, welche die Barke hinter sich ließ.

Sie waren aus ihren Träumereien wieder aufgewacht und atmeten mit Behagen die frische erquickende Abendluft ein. Johanna hatte die eine Hand auf die Bank gestützt, und wie zufällig berührte sie

dabei die Finger des Vicomte. Aber sie zog die Hand nicht zurück; die leichte Berührung flößte ihr ein eigentümliches, wonniges Gefühl ein.

Als sie an diesem Abend ihr Zimmer betrat, fühlte sie sich seltsam bewegt; sie hätte am liebsten weinen mögen. Sie betrachtete die Uhr auf dem Kamin und dachte, daß die Bewegung der kleinen Biene dem Schlage des Herzens gliche, eines Herzens, das ihr nahe stand. Sie dachte, daß sie die Zeugin seines ganzen Lebens sein würde, daß sie die Freuden und Leiden dieses lebhaften und doch so regelmäßigen Tick-Tack's teilen würde. Und plötzlich hielt sie die vergoldete Biene an, um einen Kuß darauf zu drücken. Sie hätte am liebsten die ganze Welt geküßt. Es fiel ihr ein, daß sie unten in einer Schieblade eine ihrer alten Puppen verwahrt hatte. Sie holte sie hervor mit einer Freude, als träfe sie eine liebe alte Bekannte wieder; und indem sie das teure Spielzeug zärtlich an ihre Brust drückte, bedeckte sie die rotgefärbten Lippen desselben mit zahlreichen heißen Küssen.

Traumverloren hielt sie es lange so in ihren Armen.

War das wirklich „Er", den ihr tausendfach eine innere Stimme versprochen, den ihr eine gütige Vorsehung so in den Weg geführt hatte? War er wirklich das für sie bestimmte Wesen, dem sie ihr ganzes Dasein opfern würde? Waren sie beide dazu bestimmt, sich in inniger Zärtlichkeit zu vereinen, für immer zu verbinden, die „Liebe" zu kosten?

Sie empfand noch nicht jene stürmischen Regungen der Seele, jene tiefen Gefühle, unter welchen sie sich die Leidenschaft vorstellte; es schien ihr aber, als beginne sie doch, ihn zu lieben. Denn sobald sie an ihn dachte, schlug ihr Herz höher; und sie dachte unaufhörlich an ihn. Seine Gegenwart ließ ihre Pulse

heftiger klopfen, sie wurde abwechselnd bleich und rot, wenn sie seinem Blick begegnete; und sie zuckte zusammen, wenn sie seine Stimme hörte.

In dieser Nacht schlief sie wenig.

Von da an nahm das unruhige Liebessehnen sie immer mehr gefangen. Sie erforschte unaufhörlich sich selbst, befragte die Margeriten, die Wolken und warf Geldstücke in die Luft, um aus ihrem Fall sich die Antwort zu holen.

„Mach' dich hübsch, Kind, morgen Vormittag," sagte dann eines Abends der Baron zu ihr.

„Warum denn, Papa?" fragte sie neugierig.

„Das ist ein Geheimnis," antwortete er.

Und als sie am andern Morgen herunterkam wie eine frisch erblühte Rose in ihrer lichten Toilette, fand sie den Tisch im Salon mit Bonbonieren bedeckt und auf dem einen Sessel ein mächtiges Bukett.

Im Hof fuhr ein Wagen vor, auf dem man die Inschrift las: „Lerat, Kuchenbäcker in Fecamp. Hochzeitsdiners." Ludivine, welche in Begleitung eines Küchenjungen herbeigeeilt kam, holte aus dem Innern desselben verschiedene verdeckte Schüsseln heraus, die sehr gut rochen.

Jetzt erschien der Vicomte de Lamare. Seine Beinkleider spannten sich über zierlichen Lackstiefeletten, welche die Kleinheit seiner Füße noch mehr hervortreten ließen. Aus der Brustöffnung seines enganschließenden Überrockes traten die Spitzen seines Faltenhemdes hervor, während eine elegante Halsbinde, dreifach geschlungen, ihn zwang, den Kopf höher als gewöhnlich zu tragen, was seinem gebräunten Antlitz einen gewichtigen Eindruck verlieh. Er hatte eine andere Miene wie sonst, jenen besonderen Ausdruck, den eine gewählte Toilette auch dem bekanntesten Gesicht gibt. Johanna war erstaunt und betrachtete ihn

wie einen völlig Fremden. Sie fand übrigens, daß er das Musterbild eines Edelmannes, eines großen Herrn, vom Scheitel bis zur Zehe war.

„Nun, Gevatterin, sind Sie bereit?“ sagte er, sich lächelnd verbeugend.

„Aber zu was denn?“ stammelte sie. „Was gibt es denn?“

„Du wirst es gleich erfahren,“ sagte der Baron. Der Wagen fuhr vor und Madame Adelaide in großer Toilette stieg die Treppe herunter, gestützt von Rosalie. Letztere war so überrascht von der Eleganz des Vicomte, daß die Baronin ihm zuflüsterte:

„Hören Sie, Vicomte, ich glaube, unser Kammermädchen ist entzückt von Ihnen.“

Er wurde rot bis über die Ohren; aber er tat, als habe er nichts gehört. Er bemächtigte sich des großen Buketts und überreichte es Johanna, welche es, erstaunter noch als vorher, annahm. Alle vier bestiegen jetzt den Wagen. Die Köchin Ludivine, welche der Baronin eine Tasse Fleischbrühe zur Stärkung brachte, konnte sich nicht enthalten zu sagen:

„Aber, gnädige Frau, das ist ja wie eine Hochzeit.“

In Yport stieg man aus, und sobald sie das Dorf betraten, traten die Fischer in ihren besten Anzügen aus den Türen, grüßten, drückten dem Baron die Hand und folgten prozessionsweise dem Zuge, den der Vicomte, mit Johanna am Arm, anführte.

Vor der Kirche wurde Halt gemacht. Ein Chorknabe mit dem hochgehaltenen, silbernen Kreuz trat heraus, dem ein anderer im roten Chorrock und weißem Rochette folgte. Letzterer trug den Weihwasserkessel mit dem Wedel darin.

Dann kamen drei alte Chorsänger, von denen einer hinkte, dann der Organist, endlich der Pfarrer, die goldgestickte Stola über der Brust gekreuzt. Er

wünschte lächelnd durch ein Neigen des Hauptes „Guten Morgen“. Dann folgte er mit halbgeschlossenen Augen, ein Gebet auf den Lippen, das Barett in die Stirn gedrückt, seinem Stabe, der sich nach dem Meere hin bewegte.

Am Strande umstand eine dichtgedrängte Menge eine neue, blumengeschmückte Barke. Ihr Mast, die Segel, das Tauwerk, waren mit langen Bändern geschmückt, die im Winde flatterten. Am Steuerbord erglänzte in goldigen Buchstaben der Name „Johanna“.

Papa Lastique, der Patron dieses mit dem Gelde des Barons erbauten Schiffes trat aus der Menge vor. Alle Menschen entblößten beim Anblick des Kreuzes mit derselben Handbewegung gleichzeitig ihre Häupter und knieten in einer dreifachen Reihe nieder. Es war ein seltsamer Anblick: Alle diese Andächtigen, eingehüllt in die gleichartigen, weiten, schwarzen Schultermäntel.

Der Pfarrer mit den beiden Chorknaben begab sich in das eine Ende des kleinen Fahrzeuges, während an dem andern sich die drei alten Chorsänger aufstellten. Ihre weißen Chorhemden waren nicht mehr ganz sauber, das Kinn unrasiert; aber sie schauten mit ihrer wichtigsten Miene in das Gesangbuch und detonierten infolge der klaren Morgenluft recht bedenklich.

Jedes Mal, wenn sie Atem schöpften, setzte der Küster allein seinen Gesang fort, und seine kleinen grauen Augen verschwanden fast hinter den dick aufgeblasenen Backen. Seine Stirn und sein Nacken waren von der Anstrengung so rot geworden, daß man hätte meinen können, die Haut wäre ihm dort abgezogen.

Das Meer selbst in seiner klaren, unbeweglichen Ruhe schien an der Taufe seines Fahrzeuges teilzunehmen. Kaum eine leichte Regung des Wassers war

zu bemerken, leise nur knirschte der Kies des Gestades unter den Wellen, die nicht 'mal eine Handbreit hoch waren. Und die großen, weißen Möwen zogen mit ausgebreiteten Schwingen ihre Kreise am blauen Himmel; bald schossen sie pfeilschnell davon, bald kamen sie langsam durch die Luft gesegelt auf die Menge der Andächtigen zu, als wollten sie schauen, was es da eigentlich gäbe.

Jetzt schloß der Gesang mit einem minutenlangen Amen und der Priester sprach mit tiefer Stimme ein lateinisches Gebet, von dem man im allgemeinen nur die schärfer betonten Endsilben verstand.

Alsdann machte er einen Gang über die ganze Barke und besprengte sie mit Weihwasser; hierauf sprach er das Pater noster, wobei er an der Langseite des Schiffchens den Taufpaten gerade gegenüberstand. Diese blieben unbeweglich Hand in Hand.

Der junge Mann wenigstens behielt ganz seine ernste, würdevolle Miene bei; aber die junge Dame wurde schließlich doch von einer plötzlichen inneren Regung erfaßt und fühlte sich so erschüttert, daß ihr die Zähne klapperten. Der Traum, der sie schon so lange verfolgte, nahm plötzlich eine feste Gestalt an; wenigstens glaubte sie seine Erfüllung vor sich zu sehen. Man hatte von einer Hochzeit gesprochen und ein Priester war da, um zu segnen; fromme Lieder und Gebete tönten zum Himmel. War das nicht in der Tat, als wenn es ihre Hochzeit wäre?

War das nervöse Zucken ihrer Hand, der erregte Schlag ihres Herzens durch ihre Adern zum Herzen ihres Nachbarn gedrungen? Verstand er sie, erriet er ihre Gedanken; wurde er wie sie von einem Gefühl zärtlichster Liebe beseelt? Oder wußte er nur aus Erfahrung, daß kein weibliches Wesen ihm zu widerstehen vermochte? Sie fühlte plötzlich, wie er ihre

Hand drückte, anfangs ganz sanft, dann immer stärker, so daß sie fast hätte aufschreien mögen. Und ohne im mindesten seinen ernsten Gesichtsausdruck zu verändern, so daß niemand es bemerkte, sagte er zu ihr, ja, er sagte es ganz deutlich:

„Ach, Johanna, wenn Sie wollten, könnte das unsere Verlobungsfeier werden!"

Sie neigte ganz langsam das Haupt, so daß es wie ein leises „Ja" gelten konnte; und in diesem Augenblicke fielen einige Tropfen des Weihwassers, womit der Priester sie besprengte, auf ihre zusammengepreßten Hände.

Die Zeremonie war beendigt. Die Frauen erhoben sich von den Knieen. Der Rückweg wurde in Unordnung angetreten. Der Chorknabe trug das silberne Kreuz nicht mehr feierlich; dasselbe schwankte in seinen Händen bald nach rechts und links, bald neigte es sich vornüber, so daß man fürchten mußte, es fiele hin. Der Pfarrer eilte jetzt ohne Gebet hinter dem Knaben drein; die Chorsänger verschwanden in einer Seitengasse, um sich schneller ausziehen zu können, und auch die Fischer stürmten gruppenweise davon. Sie empfanden schon im voraus etwas wie einen guten Küchenduft, der ihnen von der Nase bis zum Magen drang, so daß ihnen das Wasser im Munde zusammenlief und ein leichtes kollerndes Geräusch in ihrem Innern ertönte.

In Peuples erwartete sie nämlich ein gutes Frühstück.

Auf dem Hofe unter den Obstbäumen war eine große Tafel gedeckt, an der sechzig Personen, Fischer und Landleute, Platz nahmen. Die Baronin, welche in der Mitte saß, hatte die beiden Pfarrer von Yport und Etouvent rechts und links neben sich. Der Baron saß ihr gegenüber zwischen dem Maire und dessen

Gattin. Es war dies eine magere, bereits etwas bejahrte Frau von ländlichen Sitten, die nach allen Seiten lebhaft grüßte. Ihr schmales, runzeliges Gesicht war ganz in ihrer großen normännischen Mütze versteckt; ein richtiges Hühnergesicht mit einem weißen Kamm darüber, unter dem ein rundes Auge stets verwundert und neugierig in die Welt schaute. Sie aß mit kleinen hastigen Schlucken, als hätte sie mit ihrer Nase auf den Teller gepickt.

Johanna schwelgte an der Seite des Vicomte im vollen Glücke. Sie sah und hörte nichts; schweigend gab sie sich ihren seligen Gedanken hin.

„Wie ist doch Ihr Vorname?" fragte sie endlich den Vicomte.

„Julius," sagte er, „das wußten Sie nicht?"

Aber sie gab keine Antwort. „Wie oft werde ich mir diesen Namen im stillen wiederholen," war das einzige, was sie dachte.

Als das Mahl beendet war, überließ man den Hof den Fischern und Landleuten; die übrigen begaben sich an die andere Seite des Schlosses. Die Baronin schickte sich, auf den Gatten gestützt und von den beiden Geistlichen begleitet, zu „ihrer Übung" an, während Johanna und Julius zu dem Bosquet gingen. Kaum hatten sie die verschlungenen Pfade desselben betreten, als der Vicomte ihre Hand ergriff und zu ihr sagte:

„Johanna, wollen Sie meine Gattin werden?" Anfangs senkte sie das Köpfchen; als aber der Vicomte sie nochmals fragte: „Antworten Sie mir, ich bitte Sie," da hob sie sanft die Augen zu ihm auf und er konnte die Antwort in ihrem Blicke lesen.

IV.

Eines Morgens, noch ehe Johanna aufgestanden war, trat der Baron in ihr Zimmer und setzte sich zu Füßen des Bettes.

„Der Vicomte de Lamare hat um deine Hand bei uns angehalten,“ sagte er feierlich.

Sie hätte am liebsten das Gesicht unter der Decke versteckt.

„Wir haben unsere Antwort noch etwas verschoben.“

Johanna atmete kaum noch vor innerer Erregung.

„Wir wollten nämlich keine Entscheidung ohne dich treffen,“ fuhr der Baron nach einer kurzen Pause lächelnd fort. „Deine Mutter und ich haben gegen diese Heirat nichts einzuwenden, ohne dich indes zwingen zu wollen. Du bist viel reicher wie er; aber wenn es sich um das Glück des Lebens handelt, muß man nicht nach dem Gelde schauen. Er hat keine Eltern mehr; wenn du ihn heiraten solltest, so würde er als Sohn in unsere Familie eintreten. Bei einem anderen wäre es umgekehrt; da würdest du, unser Kind, zu fremden Leuten gehen. Der junge Mann gefällt uns. Ich weiß nicht, ob er dir gefällt . . .?“

„Ach ja, Papa!“ stammelte sie, über und über rot. —

„Ich war mir noch nicht ganz klar darüber,“ sagte ihr Vater, nachdem er ihr eine Weile, immer lächelnd, tief in die Augen gesehen hatte.

Sie lebte bis zum Abend in einem Taumel, ohne zu wissen, was sie tat. Mechanisch nahm sie bald diesen, bald jenen Gegenstand zur Hand; in all ihren Gliedern fühlte sie eine weiche Erschlaffung, ohne daß sie einen größeren Spaziergang gemacht hätte.

Gegen sechs Uhr, als sie mit der Mutter unter der großen Platane saß, erschien der Vicomte.

Johannas Herz klopfte zum Zerspringen. Der junge Mann näherte sich ihnen, ohne besonders erregt zu scheinen. Als er vor ihnen stand, ergriff er die Hand der Baronin und führte sie an die Lippen. Dann nahm er die Johannas und drückte einen langen Kuß voll Zärtlichkeit und Dankbarkeit darauf . . .

Und nun begann die wunderbare Zeit des Brautstandes. Sie plauderten zusammen in irgend einer Ecke des Salons oder auf der Rasenbank hinten im Bosquet, vor sich die weite Haide.

Zuweilen spazierten sie mit der Mama in „ihrer Allee" und sprachen von der Zukunft, wobei Johanna nachdenklich den Blick auf die staubigen Fußspuren der Mutter heftete.

Nachdem die Sache nun einmal entschieden war, wollte man auch den Ausgang beschleunigen. So kam man überein, daß in sechs Wochen, am 15. August, die Vermählung stattfinden sollte und gleich darauf das junge Paar seine Hochzeitsreise antreten würde. Johanna, um ihre Ansicht gefragt, entschied sich dafür, daß man Korsika besuchen wolle. Dort würde man ungestörter sein, als in den vielbesuchten und belebten Städten Italiens.

Sie erwarteten den festgesetzten Tag ihrer Verbindung ohne allzugroße Ungeduld, aber beseelt und getragen von einer innigen Zärtlichkeit. Sie durchkosteten alle die zahllosen kleinen Freuden des Brautstandes, die Händedrücke, die liebevollen langen Blicke, bei denen die Seelen sich ineinander zu verschmelzen scheinen. Nur hin und wieder hegten beide das heftige Verlangen nach Beendigung dieser Zeit, um sich dann ganz angehören zu können.

Die beiden letzten Wochen vor der Hochzeit verbrachte Johanna ziemlich still und ruhig, als wenn

sie von den süßen Regungen des Braufstandes ermüdet sei.

Am Morgen des entscheidenden Tages war es ihr nicht mehr möglich, über irgend etwas klare Gedanken zu fassen. Sie fühlte etwas wie eine große Leere in ihrem ganzen Körper; es war, als ob ihr ganzes Innere, ihr Herz, ihr Hirn, ihre Gebeine selbst den Dienst versagten. Wenn sie etwas anfaßte, so fühlte sie, daß sie heftig zitterte.

Erst im Chor der Kirche vor Beginn des Gottesdienstes fand sie ihre Selbstbeherrschung wieder.

Verheiratet! So war sie also verheiratet! Alles was sie seit Tagesanbruch gedacht, erlebt und empfunden hatte, erschien ihr wie ein Traum. In solchen Momenten kommt einem alles wie ausgewechselt vor; die Bewegungen und Mienen gewinnen eine andere Bedeutung, ja selbst die Stunden scheinen nicht mehr in der richtigen Reihenfolge zu sein.

Sie war verwirrt und über alles erstaunt. Am Abend vorher war noch alles beim Alten gewesen; höchstens hatte sie gefühlt, daß das, was sie erhoffte, nun ganz nahe, beinahe greifbar sei. Als junges Mädchen war sie eingeschlafen, jetzt war sie eine junge Frau.

Sie hatte also die Schranke überschritten, jenseits welcher die Zukunft mit all' ihren Freuden, all' ihrem erträumten Glücke lag. Vor ihr schien eine Tür offen zu stehen; sie trat durch dieselbe ein in das erwartete Paradies.

Die Feierlichkeit war zu Ende. Da niemand eingeladen war, so betraten sie fast allein die Sakristei.

Als sie beim Verlassen der Kirche unter dem Portale erschienen, stutzte die junge Frau vor einem mächtigen Krach, der die Luft erschütterte und der Baronin einen Schrei erpreßte. Die Landleute hatten eine Salve ab-

gefeuert, deren Widerhall, immer wieder durch neue Schüsse geweckt, sich bis zum Schlosse Peuples fortsetzte. —

Für die Familie, die beiden Pfarrer, den Maire und einige Zeugen, die man unter den größeren Gutsbesitzern der Umgegend ausgesucht hatte, war im Schlosse ein Frühstück angerichtet.

Nach demselben wurde vor dem Diner ein Spaziergang gemacht; der Baron, die Baronin, der Maire und der Abbé Picot durchwanderten die Allee der Mama, während in der gegenüberliegenden der andere Pfarrer, mit großen Schritten auf- und abwandelnd, sein Brevier betete.

Von der anderen Seite des Schlosses vernahm man den ausgelassenen Jubel der Landleute und Fischer, die unter den Obstbäumen mit Cider regaliert wurden. Die ganze Umgegend war hier im Sonntagsstaat versammelt; die Burschen und jungen Mädchen trieben allerlei muntere Spiele.

Johanna und Julius gingen zusammen durch das Bosquet, stiegen die kleine Anhöhe hinan und betrachteten das ausgebreitete Meer. Trotz der Augustsonne wehte ein kühles Lüftchen; aber der Himmel erglänzte in lichtem, reinen Blau.

Die jungen Leutchen durchschritten die Haide, um zu dem lieblichen Tale zu gelangen, welches sich mit seinem Gehölz bis Yport erstreckte. Sobald sie dasselbe betreten hatten, war kaum noch ein Luftzug zu verspüren. Sie verließen den Hauptweg und verfolgten einen schmalen Pfad, der sich unter dem Gebüsch verlor. Es war hier kaum noch Platz für zweie und Johanna fühlte plötzlich, wie ein Arm sich langsam um ihre Taille legte.

Sie sagte nichts; nur ihr kurzer Atem und das Klopfen ihres Herzens gaben Kunde von ihren Ge-

fühlen. Die niedrigen Zweige streiften ihre Stirn, so daß sie dieselben oftmals zur Seite biegen mußten. Als sie ein Blatt abgerissen hatte, bemerkte sie unter demselben ein Paar Muttergotteskäferchen, die sich wie zwei kleine rote Schnecken dort festgeklammert hielten.

„Sieh' mal, Mann und Frau!" sagte sie unschuldig.

„Heute abend wirst du auch meine Frau sein," flüsterte Julius ihr ins Ohr.

Obschon sie während ihres Lebens auf dem Lande schon manches gesehen und gehört hatte, faßte sie doch noch die Liebe rein von der poetischen Seite auf. Seine Worte überraschten sie. Seine Frau? War sie das denn nicht schon?

Jetzt überhäufte er sie plötzlich mit unzähligen Küssen auf Stirn und Nacken, dort wo ihre Haare anfingen. Unter dem Eindruck dieser ungewohnten stürmischen Zärtlichkeit eines Mannes neigte sie unwillkürlich den Kopf zur Seite, um den Küssen auszuweichen, die ihr aber doch so wohl taten.

Sie befanden sich jetzt am Rande des Gehölzes. Erschreckt über die weite Entfernung vom Hause blieb Johanna stehen. Was sollte man nur denken?

„Laß uns umkehren," sagte sie.

Er zog den Arm von ihrer Taille fort, und indem sie sich umwandten, standen sie beide so nahe gegenüber, daß sie fast ihren Atem spürten. Sie sahen sich an und zwar mit einem jener starren Blicke, die alles durchdringen und der Verschmelzung zweier Seelen gleichen. Ihre Herzen suchten sich in ihren Augen, hinter denselben, als wollten sie ein Wesen ergründen, das ihnen noch unbekannt, undurchdringlich bis dahin geblieben war. Sie prüften sich gegenseitig mit dieser stummen, aber doch so ausdrucksvollen Frage. Was würden sie sich sein? Wie würde sich das Leben gestalten, das sie jetzt miteinander be-

gannen? Welche Freuden, welches Glück oder welche Enttäuschung würde eins dem andern in diesem langen Zusammensein einer unlöslichen Ehe bereiten? Und er schien ihnen beiden, als hätten sie sich vorher noch nie gesehen.

Plötzlich legte Julius beide Hände auf die Schultern seiner Frau und drückte einen vollen Kuß auf ihre Lippen, wie sie ihn bis da noch nicht empfangen hatte. Er weilte nicht auf ihren Lippen, dieser Kuß, er pflanzte sich durch ihr ganzes Innere fort, durch Mark und Bein. Sie fühlte einen solchen geheimnisvollen Schauer, daß sie halb von Sinnen mit beiden Armen Julius zurückdrängte, wobei sie beinahe hintenüber gefallen wäre.

„Laß uns gehen, laß uns gehen," stammelte sie verwirrt.

Er antwortete nichts und ergriff ihre beiden Hände, die er den ganzen Weg über nicht wieder losließ.

Bis zu Hause wechselten sie kein Wort mehr. Der Rest des Nachmittags erschien ihnen sehr lang.

Gegen Abend setzte man sich zu Tische. Das Diner war, ganz gegen die sonstigen Gebräuche in der Normandie, kurz und einfach. Es lag wie eine Art Verlegenheit auf allen Teilnehmern. Nur die beiden Pfarrer, der Maire und die vier geladenen Landleute zeigten einigermaßen eine gewisse ausgelassene hochzeitliche Stimmung.

Wenn sie zu lachen aufhörten, so reizte sie ein Witz des Maires aufs neue dazu. Gegen neun Uhr ungefähr nahm man den Kaffee ein. Draußen unter den Obstbäumen im ersten Hofe begann der ländliche Reigen. Durch die offenen Fenster konnte man den Festplatz übersehen. An den Bäumen waren Papierlaternen aufgehängt und ließen den ganzen Raum in

grünlich-gelbem Lichte erschimmern. Männlein und Weiblein hüpften beim Klange eines eigenartigen normännischen Liedes in der Runde, zu dem zwei Violinen und eine Klarinette auf einem als Tribüne dienenden Küchentische eine etwas dünne Begleitung spielten. Der laute Gesang der Tanzenden übertönte vollständig die Instrumente; nur hin und wieder klangen ihre mageren Töne durch das Gejohle hindurch, als wenn sie von oben her dazu aufspielten.

Zwei große Fässer, durch Fackeln beleuchtet, sorgten für den Durst der Menge. Die beiden Mägde, welche dieselben bedienten, liefen unaufhörlich hin und her, den Arm voll tropfender Gläser, die sie entweder mit rotem Wein oder mit goldglänzendem, reinen Cider füllten. Die durstigen Tänzer, die ruhig dasitzenden Alten, ebenso wie die schweißtriefenden Jungen beeilten sich, mit ausgestreckten Händen ein Glas oder einen Krug zu erwischen und sich mit zurückgebogenem Kopfe ihr Lieblingsgetränk schluckweise durch die Kehle rinnen zu lassen.

Auf einem Tische waren Brot, Butter, Käse und Würstchen aufgestellt. Von Zeit zu Zeit holte sich jeder einen tüchtigen Bissen; und dieses muntere Treiben unter dem grünen Laubdach in seiner gesunden Natürlichkeit erweckte selbst in den Geladenen oben im Saale die Lust, ein Tänzchen zu machen, und zu Brot und Käse einen Krug vom köstlichen Cider zu schlürfen.

„Tausend auch!" rief der Maire, der mit seinem Messer den Takt schlug, „das ist prächtig, wie bei der Hochzeit zu Ganaga."

Alles lachte laut.

„Sie meinen die Hochzeit zu Kanaa," sagte Abbé Picot, ein abgesagter Feind aller Zivil-Behörden.

Der andere aber wollte die Belehrung nicht gelten lassen.

„Nein, Herr Pfarrer, ich weiß schon Bescheid; wenn ich sage Ganaga, so meine ich Ganaga."

Man erhob sich und ging in den Salon. Dann mischte man sich für eine Weile unter die fröhliche Menge, bis die Geladenen sich entfernten.

Der Baron und die Baronin führten leise einen kleinen Streit miteinander. Madame Adelaide, atemloser als je, schien auf einen Wunsch ihres Gatten nicht eingehen zu wollen; endlich sagte sie halblaut: „Nein, lieber Freund, ich kann nicht. Ich wüßte nicht, wie ich es machen sollte."

Hierauf näherte sich der Papa, indem er sie einfach stehen ließ, seiner Tochter.

„Willst du einen kleinen Spaziergang mit mir machen, mein Kind?" fragte er.

„Gern, Papa," antwortete sie bewegt.

Sie gingen hinaus.

Als sie vor die Türe nach der Meeresseite zu traten, wehte ihnen ein trockener Wind entgegen, einer jener kühlen Sommerwinde, welche schon das Nahen des Herbstes verkünden.

Wolken jagten am Himmel vorüber und verdeckten für einige Augenblicke die Sterne.

Der Baron nahm seine Tochter unterm Arm und drückte zärtlich ihre Hand. So gingen sie einige Augenblicke schweigsam nebeneinander. Er schien verlegen und unentschlossen.

„Mein Kind," begann er endlich, „ich habe eine schwierige Aufgabe übernommen, die eigentlich deiner Mutter zukäme. Da sie sich aber nicht dazu imstande fühlt, so muß ich sie vertreten. Es gibt Geheimnisse, die man Kindern, namentlich Mädchen, sorgfältig verbirgt. Denn gerade letztere sollen reinen, absolut reinen Geistes bis zu der Stunde bleiben, wo sie den Händen dessen übergeben werden, der von da an für

ihr Glück Sorge zu tragen hat. Ihm kommt es zu, den Schleier zu lüften, der über das süßeste Geheimnis des Lebens gebreitet ist. Die jungen Mädchen aber, je ahnungsloser sie sind, schrecken um so eher manchmal vor der etwas rauhen Wirklichkeit zurück, welche die Erfüllung ihrer Träume mit sich bringt. Sie fühlen sich geistig und körperlich verletzt und verweigern ihrem Gatten das, was menschliches und natürliches Gesetz ihm als absolutes Recht einräumen. Mehr kann ich dir nicht darüber sagen; aber vergiß das eine, nur das eine nicht: daß du ganz und gar deinem Manne angehörst."

Was wußte sie nun eigentlich? Wieviel hatte sie erraten? Sie begann zu zittern; eine düstere, schmerzliche Traurigkeit wie eine Art Vorahnung hatte sie ergriffen.

Als sie ins Haus zurückkehrten, blieben sie überrascht unter der Türe des Salons stehen. Madame Adelaide hing an Julius Halse und schluchzte herzzerbrechend. Alles an ihr schien Tränen auszuströmen, Nase, Mund und Augen; und der junge Mann hatte in seinem Erstaunen alle Mühe, die starke Dame zu stützen, welche ihm in die Arme gesunken war, um ihm die Sorge für ihr Kleinod, ihr Herzblatt, ihr angebetetes Kind, auf die Seele zu binden.

„Ach, nur keine Szene!" sagte der Baron, rasch vortretend, „ich bitte drum." Er nahm seine Gattin und führte sie zu einem Sessel, während sie sich das Gesicht abwischte.

„Komm, mein Kind," wandte er sich alsdann zu Johanna, „gib Mama einen Kuß und geh' zu Bett."

Johanna hielt die gleichfalls drohenden Tränen zurück, küßte schnell ihre Eltern und verließ das Zimmer.

Der Baron und die Baronin blieben mit Julius allein. Alle drei waren so verlegen, daß sie kein Wort

sprachen. Die Herren standen zerstreut da in ihrer Diner-Toilette, während Madame Adelaide ganz erschöpft, noch die letzten Tränen auf den Wangen, in ihrem Sessel lag.

Um der Verlegenheit ein Ende zu machen, begann der Baron von der Reise zu sprechen, welche die jungen Leute nach einigen Tagen unternehmen sollten.

Johanna ließ sich in ihrem Zimmer durch Rosalie auskleiden, die wie ein Wasserfall weinte. Ihre Hände waren ungeschickt; sie fand sich mit Schnüren und Hefteln nicht zurecht und schien noch in viel größerer Gemütsbewegung wie ihre Herrin. Aber Johanna achtete nicht auf die Tränen ihrer Kammerjungfer; sie war wie auf einer andern Welt, in einem fremden Land, getrennt von allem, was ihr bis dahin lieb und teuer gewesen war. In ihrem Denken und Fühlen schien alles so durcheinander zu sein, daß sie sich sogar fragte, ob sie eigentlich ihren Gatten liebe. Er schien ihr jetzt plötzlich ein Fremder zu sein, den sie kaum vorher gekannt hatte. Vor drei Monaten wußte sie noch nichts von seiner Existenz und jetzt war sie schon seine Frau. Wie kam das eigentlich? Warum so schnell in die Ehe stürzen, wie in ein Loch, das sich plötzlich zu unsern Füßen öffnet?

Als sie ihre Nachttoilette beendet hatte, schlüpfte sie ins Bett. Die frisch überzogenen Leintücher verursachten ihr einen leichten Schauer und vermehrten das Gefühl der Kälte, der Einsamkeit und Traurigkeit, welches seit zwei Stunden auf ihrer Seele lastete.

Rosalie entfernte sich, noch ganz in Tränen gebadet. Ängstlich und mit krampfhaftem Seelenschmerz erwartete sie das, was sie halb und halb aus den dunklen Andeutungen ihres Vaters erraten hatte, die Enthüllung dessen, was man das große Geheimnis der Liebe nennt.

Drei leichte Schläge ertönten an der Türe, ohne daß sie jemand hatte die Treppe heraufkommen hören. Sie fing heftig an zu zittern und wagte nicht zu antworten. Es klopfte abermals und dann wurde die Tür geöffnet. Sie steckte den Kopf unter die Decke, wie wenn ein Dieb in ihr Zimmer geschlichen käme. Leichte Schritte tönten auf dem Fußboden, und dann stand jemand plötzlich an ihrem Bett.

Sie stieß vor Erregung einen kleinen Schrei aus, und als sie den Kopf hervorstreckte, sah sie Julius neben sich stehen. Er schaute sie lächelnd an.

„Ach, wie Sie mich geängstigt haben!“ sagte sie.

„Haben Sie mich denn nicht erwartet?“ fragte er.

Sie antwortete nicht. Er war noch vollständig in seiner Festtoilette; als sie in sein hübsches Gesicht schaute, fühlte sie plötzlich eine große Scham darüber, vor diesem ganz angezogenen Manne so leicht bekleidet dazuliegen.

Sie wußten beide nicht, was sie sagen oder tun sollten; sie wagten nicht einmal, sich anzusehen. So sehr fühlten beide instinktiv den Ernst dieser entscheidenden Stunde, von der ja so oft das Glück eines ganzen Lebens abhängt.

Er hatte so eine unbestimmte Ahnung, welche Gefahr für ihn darin lag, wenn er seine Selbstbeherrschung verlor. Er würde seine ganze wohlerwogene Zärtlichkeit aufbieten müssen, um nicht das peinliche Zartgefühl und die keusche Schamhaftigkeit eines nur von idealen Träumen erfüllten jungfräulichen Gemütes zu verletzen.

Sanft nahm er ihre Hand und küßte sie; dann kniete er vor ihrem Bett wie vor einem Altar nieder und flüsterte mit leiser zärtlicher Stimme:

„Werden Sie mir Ihre Liebe schenken?“

Sie gewann ihre Sicherheit langsam wieder, hob das Köpfchen aus dem spitzenbedeckten Kissen und sagte lächelnd:

„Ich liebe Sie ja schon längst, mein Freund!"

Da nahm er die kleinen zarten Finger seiner Frau an die Lippen und frug sie zärtlicher noch als vorher:

„Wollen Sie mir auch den Beweis Ihrer Liebe geben?"

Seine Stimme klang ganz verändert, als er so zwischen ihren Fingern hindurch fragte.

„Ich gehöre Ihnen ja, lieber Freund!" antwortete sie aufs neue verwirrt durch seine Frage, welche, ohne daß sie dieselbe ganz verstand, ihr doch die Worte des Vaters ins Gedächtnis zurückrief.

Er bedeckte immer wieder ihre Hand mit Küssen und, indem er langsam aufstand, suchte er sich ihrem Antlitz zu nähern, das sie aufs Neue zu verbergen strebte.

Dann streckte er plötzlich seinen Arm aus, umschlang seine Frau mitsamt der Bettdecke und schob den andern Arm unter das Kopfkissen. So zog er sie langsam an sich und flüsterte ihr ganz leise zu:

„Würden Sie mir dann auch ein kleines Plätzchen in Ihrem Bette gönnen?"

Sie empfand Furcht, eine instinktive Furcht:

„Ach, jetzt noch nicht, ich bitte Sie," stammelte sie. —

Er war sichtlich überrascht, ein wenig verletzt sogar; und wenn er den bittenden Ton auch beibehielt, so klang es doch etwas rauher, als er jetzt sagte:

„Warum etwas verschieben, was wir doch schließlich alle Tage so machen werden?"

Sie ärgerte sich über diese Worte; aber schließlich sagte sie doch zum zweiten Male sanft und ergeben:

„Ich gehöre Ihnen ja, lieber Freund!“

Da verschwand er schnell im Ankleidezimmer. Sie hörte deutlich und mit ängstlichen Schauern das Geräusch abgelegter Kleider, das Klingen von Geld, das er aus der Tasche nahm, das Fallen der ausgezogenen Schuhe.

Und plötzlich kam er in Unterkleidern und Pantoffeln rasch durch das Zimmer gegangen, um seine Uhr auf den Kamin zu legen. Dann kehrte er hastig ins Nebengemach zurück, verweilte noch einige Augenblicke und ... Johanna wandte sich rasch auf die Seite und schloß die Augen, als sie sein Nahen bemerkte.

Was dann noch geschah, entzog sich ihrem Gedächtnisse, ihr Bewußtsein war ziemlich geschwunden; nur dunkel erinnerte sie sich noch, wie ihr Julius einen langen, innigen, dankbaren Kuß auf die Lippen drückte.

Dann dachte sie nach. „Das also heißt seine Frau sein; das also, nur das!“ und die tiefste Verzweiflung ergriff ihr Herz, als sie ihre Träume von innigster Zärtlichkeit so zerstört, ihre teuersten Erwartungen enttäuscht, ihr Glück vernichtet sah.

Lange lag sie so mit ihrem Schmerze da, während ihre Augen über die Stickereien an der Wand flogen, über die alte Liebesgeschichte, mit der das ganze Zimmer sozusagen bedeckt war.

Aber als Julius nichts mehr sprach und ganz regungslos dalag, wandte sie langsam ihren Blick zu ihm und bemerkte, daß er schlief. Er schlief mit halboffenem Munde, sein Antlitz zeigte einen ruhigen, zufriedenen Ausdruck. Er schlief also!

Sie konnte es kaum glauben; sie fühlte sich verletzt. Dieser Schlaf befremdete sie noch mehr als sein Ungestüm, sie fühlte sich rücksichtslos behandelt. Konnte er denn wirklich in dieser Nacht schlafen? Für

ihn hatte also das, was zwischen ihnen vorgefallen war, nichts Außergewöhnliches? Ach, sie hätte sich lieber noch schlagen lassen, so fühlte sie sich verletzt und entrüstet über die sonderbaren Zärtlichkeiten; und er schlief ganz ruhig darnach.

Auf einen Ellenbogen gestützt schaute sie unbeweglich zu ihm herüber und horchte auf die tiefen Atemzüge, welche über seine Lippen kamen und schließlich in ein ziemlich lautes Schnarchen übergingen.

Der Tag brach an; anfangs unbestimmt dämmernd, dann lichter, rosiger und endlich hellstrahlend. Julius öffnete die Augen, gähnte, streckte die Arme, sah seine Frau an und fragte lächelnd: „Hast du gut geschlafen, mein Herz?"

Sie bemerkte, daß er jetzt „du" zu ihr sagte und antwortete etwas verwirrt: „O ja, und Sie?"

„Ach, ausgezeichnet," sagte er. Und er wandte sich zu ihr und küßte sie; dann fing er ruhig an zu plaudern. Er setzte ihr seine Zukunftspläne auseinander und seine Ansichten über Sparen; letzteres Wort kam in seinen Ausführungen öfters vor und machte Johanna etwas erstaunt. Sie horchte auf seine Worte, ohne den Sinn richtig zu verstehen, sah ihn an, dachte an tausend vergangene Dinge, die ihm doch viel näher liegen mußten und ihn dabei gar nicht zu berühren schienen.

Es schlug acht Uhr.

„Jetzt müssen wir aber aufstehen," sagte er, „man könnte sich sonst lustig machen, wenn wir so spät herunterkämen."

Er stand zuerst auf. Als er seine Toilette beendet hatte, half er sorgfältig seiner Frau bei der ihrigen und duldete nicht, daß Rosalie gerufen wurde.

Schon im Begriff, herauszugehen, blieb er nochmals stehen:

„Wenn wir allein sind," sagte er, „können wir uns schon duzen, weißt du; aber in Gegenwart der Eltern wollen wir lieber noch etwas damit warten. Es macht sich von selbst, wenn wir von der Hochzeitsreise zurückkehren."

Sie zeigte sich erst zur Stunde des Frühstücks.

Der Tag verlief im übrigen, als hätte sich inzwischen nichts neues zugetragen. Nur eine Person mehr war im Hause; das war alles.

V.

Vier Tage später fuhr die Postkutsche vor, in der sie die Reise nach Marseille antreten wollten.

Nach dem Schrecken der ersten Nacht hatte Johanna sich schon mehr und mehr an das Zusammenleben mit Julius, an seine Küsse und zärtlichen Liebesbezeugungen gewöhnt, wenn auch ihr Widerstreben gegen intimere Beziehungen sich immer noch nicht verloren hatte.

Sie fand ihn sehr schön und gut; sie liebte ihn von Herzen. Im Ganzen fühlte sie sich glücklich und zufrieden.

Der Abschied war kurz und verlief ziemlich schmerzlos. Nur die Baronin schien bewegt. Im Augenblick der Abfahrt drückte sie eine große, wohlgefüllte Börse ihrer Tochter in die Hände.

„Für deine kleinen Nebenausgaben," sagte sie.

Johanna steckte die Börse ein und die Pferde zogen an.

„Wieviel hat dir deine Mutter in der Börse zugesteckt?" fragte Julius sie gegen Abend.

Sie hatte schon gar nicht mehr daran gedacht und schüttete jetzt den Inhalt in ihren Schoß aus. Es war ein ganzer Haufen Gold: Zweitausend Francs.

„Ich werde da noch die schönsten Torheiten begehen,“ sagte sie, die Hände zusammenschlagend. Dann steckte sie das Geld wieder ein.

Nachdem sie acht Tage bei einer wahren Gluthitze auf der Landstraße gefahren waren, kamen sie glücklich in Marseille an.

Am andern Morgen trug sie der „König Ludwig“, ein kleines Paketboot, welches über Ajaccio nach Neapel fuhr, an die Gestade Korsikas.

Korsika! mit seinen Makis! seinen Räubern! seinen Bergen! Das Vaterland Napoleons! Es kam Johanna vor, als verließe sie die Welt der Wirklichkeit, um wachenden Sinnes das Land der Träume zu betreten.

Auf dem Verdeck nebeneinander sitzend sahen sie die Küste der Provence an ihren Augen vorüberziehen. Ruhig, unbeweglich, in prächtig azurner Färbung lag das Meer, wie zu einer festen Masse erstarrt, unter den heißen Sonnenstrahlen, die von dem tiefblauen Himmel herniedersanken.

„Erinnerst du dich noch unserer Fahrt damals im Boote des Papa Lastique?“ fragte sie ihn.

Statt aller Antwort drückte er einen Kuß auf ihre Wange.

Die Schaufeln der Räder weckten das Wasser aus seinem stillen Traume. Ein langer, schäumender Streifen erstreckte sich vom Hinterteil des Schiffes aus soweit das Auge reichte, und das geteilte Wasser brauste zu beiden Seiten auf wie Champagner.

Plötzlich schnellte vorn, nur einige Fadenlängen vor dem Schiff, ein riesiger Fisch aus dem Wasser, tauchte dann den Kopf unter und verschwand wieder gänzlich. Johanna war so erschreckt, daß sie mit einem Angst-

ruf ihr Gesicht an Julius' Brust verbarg. Dann mußte sie selbst über ihre Furcht lachen und wartete gespannt, ob das Tier nicht wieder zum Vorschein kam. Nach einigen Minuten tauchte es wieder auf wie ein großes künstliches Spielzeug. Jetzt verschwand es wieder, kam abermals herauf; dann waren es ihrer zwei, dann drei, endlich sechs, welche um das Schiff herumzuhüpfen schienen, als wollten sie dem größeren Gefährten, dem hölzernen Fisch mit den eisernen Flossen, das Geleit geben. Bald waren sie rechts, bald links, bald einzeln, bald zusammen, dann einer hinter dem anderen wie in lustiger Verfolgung beim tändelnden Spiel. Zuweilen schnellten sie sich mit einem großen Sprung in die Luft, um dann eins nach dem andern wieder in einem großen Bogen ins Wasser zurückzufallen.

Johanna klatschte vor Vergnügen in die Hände, trotzdem sie jedesmal beim Erscheinen der großen Fische aufs neue schauderte.

Plötzlich verschwanden sie. Man sah sie noch einmal ziemlich weit in der offenen See; dann kehrten sie nicht wieder. Johanna wurde eine Zeitlang ganz traurig über ihr Verschwinden.

Der Abend kam heran, ein ruhiger, milder, strahlender Abend, voll Glanz und süßem Frieden. Luft und Wasser waren in stiller Ruhe, und diese unbegrenzte Ruhe des Meeres und des Himmels teilte sich auch dem Herzen mit.

Langsam versank die Sonne da drüben in der Gegend von Afrika, dem unsichtbaren heißen Afrika, dessen Glut man schon zu spüren glaubte, wenn nicht ein schmeichelnder, kühler Luftzug, der jedoch keineswegs einem Windhauche glich, die Gesichter der Reisenden umspielt hätte, nachdem die Sonne untergegangen war.

Sie hatten keine Lust, in ihre Kabine herunterzugehen, die mit allen Düften eines Paketbootes angefüllt war. So wickelten sie sich denn beide dicht in ihre Mäntel ein und legten sich nebeneinander aufs Verdeck. Julius schlief sofort ein, während Johanna noch eine Weile unter den ungewohnten Reiseeindrücken wach blieb.

Das gleichförmige Geräusch der Schaufelräder hielt sie wach, und sie betrachtete mit Interesse die Legion von Sternen, so hell, so klar und funkelnd, wie man sie eben nur am südlichen Himmel erblickt.

Gegen Morgen schlief sie indessen ein, bis ein Geräusch von Stimmen sie weckte. Die Matrosen reinigten unter einförmigem Gesange das Schiff. Sie rüttelte ihren immer noch regungslos schlafenden Mann und beide erhoben sich.

Mit Entzücken sog sie den salzigen Duft ein, der ihr bis in die Fingerspitzen drang. Rings umher sah sie nichts als Meer. Indessen da vorn zeigte sich etwas graues, noch unbestimmtes, in der Morgendämmerung; es sah aus wie einzelne aufgetürmte, zackige, zerrissene Wolken, die auf den Wogen zu lagern schienen.

Dann konnte man genauer unterscheiden; die Formen traten mehr hervor, je mehr der Himmel sich aufklärte. Eine lange Reihe sonderbar gezackter Berge erhob sich aus dem Meere. Es war Korsika, noch verhüllt in einer Art leichtem Nebelschleier.

Dahinter stieg langsam die Sonne auf. Anfangs lagen die Kämme der Berge noch in tiefem Schatten, dann schien es, als ob auf allen Gipfeln strahlende Lichter entzündet würden, während der untere Teil der Insel noch in dichtem Nebel lag.

Der Kapitän, ein altes, gelbliches, von den scharfen, salzhaltigen Winden vertrocknetes, verschrumpftes und

ausgedorrtes, aber zähes Männchen, wurde auf der Steuerbrücke sichtbar.

„Riechen Sie das, diesen Duft?" sagte er mit seiner durch dreißigjähriges Kommandieren rauh gewordenen und im Gebrüll der Stürme verschlissenen Stimme.

In der Tat nahm sie einen eigentümlichen, seltsamen Pflanzenduft von ungewöhnlicher Würze wahr.

„Das ist Korsika in der Blüte, Madame," fuhr der Kapitän fort. „Es ist wie der Duft einer hübschen, jungen Frau. Ich würde ihn noch nach zwanzig Jahren auf fünf Meilen Entfernung wieder erkennen. Ich stamme von dort. Er, da unten auf St. Helena, spricht, wie es heißt, stets von dem Dufte seines Vaterlandes. Wir sind mit ihm verwandt."

Und der Kapitän lüftete seinen Hut, grüßte Korsika und grüßte da unten, weit im Ozean den großen gefangenen Kaiser, der zu seiner Familie gehörte.

Johanna fühlte sich so bewegt, daß sie beinahe geweint hätte.

Dann breitete der Seemann die Arme gegen den Horizont aus.

„Die Blutsteine!" sagte er.

Julius stand neben seiner Frau und hielt sie umschlungen; beide schauten in die Ferne, um den angedeuteten Punkt zu erkennen.

Endlich bemerkten sie einige Felsen in Gestalt von Pyramiden, welche bald darauf das Schiff umfuhr, um in einen ungeheuren, ruhigen Golf einzulaufen, der von zahlreichen hohen Gipfeln umsäumt war, deren grüne Hänge mit Moos bedeckt schienen.

„Die Makis!" *) sagte der Kapitän, auf die grünen Hänge deutend.

---

*) Eine speziell auf Korsika gebräuchliche Bezeichnung für unkultivierte wilde, mit dichtem Gestrüpp bedeckte Strecken.
(Anm. d. Übers.)

Je näher man kam, desto mehr schien sich der Kreis von Bergen hinter dem Schiff zusammenzuschließen, welches langsam dahin glitt. Die azurblaue Flut war so klar, daß man fast bis auf den Grund sehen konnte.

Und plötzlich zeigte sich im Hintergrunde der Bucht, am Rande der Wogen, zu Füßen der Berge, die weißschimmernde Stadt.

Einige kleine italienische Schiffe lagen im Hafen vor Anker. Vier oder fünf Barken umkreisten den „König Ludwig", um seine Passagiere aufzunehmen.

„Was meinst du," sagte Julius, das Gepäck zusammenlegend, leise zu seiner Frau, „zwanzig Sous wird für den Träger wohl genug sein?"

Seit acht Tagen stellte er jeden Augenblick die gleiche Frage, die ihr schrecklich peinlich war.

„Wenn man nicht weiß, ob es genug ist, gibt man lieber etwas mehr," sagte sie ziemlich ungeduldig.

Unaufhörlich handelte er mit Wirten und Kellnern, mit Kutschern und Geschäftsleuten aller Art. Wenn er dann mit Hilfe seiner Zungenfertigkeit einen billigeren Preis erzielt hatte, so sagte er zu Johanna, sich vergnügt die Hände reibend:

„Ich lasse mich nicht gern übers Ohr hauen."

Sie zitterte jedesmal, wenn sie die Rechnungen kommen sah, denn sie wußte, daß er zu jedem Posten seine Einwendungen machen würde. Sie fühlte sich durch diesen Krämergeist erniedrigt und errötete jedesmal bis über die Ohren, wenn sie den mißvergnügten Blick der Angestellten bemerkte, mit welchem dieselben aus der Hand ihres Mannes das stets sehr spärliche Trinkgeld empfingen.

Nun hatte er noch einen längeren Streit mit dem Barkenführer, der sie an Land brachte.

Der erste Baum, den sie sah, war eine Palme.

Sie stiegen in einem großen stattlichen Hotel an der Ecke eines geräumigen Platzes ab und ließen sich ein Frühstück servieren.

Als sie mit dem Nachtisch fertig waren und Johanna sich gerade erheben wollte, um ein wenig durch die Stadt zu streifen, schloß sie Julius in seine Arme und flüsterte ihr zärtlich zu:

„Wollen wir uns nicht etwas niederlegen, mein Schatz?"

„Uns niederlegen?" frug sie überrascht. „Aber ich bin durchaus nicht müde!"

„Aber ich möchte . . Du weißt schon," sagte er, „seit zwei Tagen! . . ."

„Ach, zu dieser Stunde?" stammelte sie schamrot. „Was wird man davon denken? Wie würdest Du den Mut finden, am hellen Tage ein Zimmer zu verlangen? Ach, Julius, ich bitte Dich!"

„Ich mache mir den Kuckuck daraus, was die Leute denken oder sagen werden," unterbrach er sie. „Du wirst sehen, wie gleichgültig mir das ist." Und er schellte.

Sie wagte nichts mehr einzuwenden und saß mit niedergeschlagenen Augen da; ihr Herz und ihr ganzes Gefühl sträubte sich gegen dieses unbezähmbare Verlangen ihres Gatten. Nur widerstrebend fügte sie sich in das Unvermeidliche, aber sie fühlte sich erniedrigt und herabgewürdigt durch ein Begehren, welches ihr tierisch und unendlich unrein vorkam.

Ihre Gefühle waren noch nicht erwacht und doch tat ihr Mann, als ob sie schon ganz sein Feuer teile.

Als der Kellner kam, verlangte Julius, auf ihr Zimmer geführt zu werden. Der Mann, ein echter Korse, haarig bis an die Augen, schien anfangs nicht recht zu begreifen; er versicherte, daß das Zimmer für die Nacht bereit stehen werde.

„Nein, ich wünsche es sofort!“ sagte Julius ungeduldig. „Wir sind müde von der Reise und wollen uns ausruhen!“

Ein Lächeln huschte über die bärtigen Lippen des Kellners. Johanna wäre am liebsten davongelaufen.

Als sie eine Stunde später wieder herunterkamen, wagte sie nicht, die Leute anzusehen, die an ihnen vorübergingen; sie glaubte ein Lächeln und Tuscheln hinter ihrem Rücken zu bemerken. Es war ihr unbegreiflich, wie Julius dafür kein Gefühl hatte; sie ärgerte sich, daß er nicht mehr Rücksicht und zartere Scham besaß. Wie ein Schleier, wie eine Scheidewand legte es sich zwischen sie und ihn, als sie jetzt zum ersten Male die Überzeugung faßte, daß zwei Personen sich niemals wirklich bis auf den Grund der Seele dringen, um dort die verborgensten Gedanken zu lesen; daß sie nebeneinander, eng aneinander geschmiegt sogar, gehen können, aber niemals ganz miteinander vereinigt sind und daß die Seele eines jeden doch sozusagen ihre eigenen Wege wandelt.

Drei Tage verbrachten sie in der kleinen Stadt am blauen Golfe, die hinter dem Bergvorhang von jedem kühlen Luftzug abgesperrt, vor Hitze beinahe kochte.

Dann entwarfen sie einen Reiseplan und beschlossen, um auch die schwierigsten Touren machen zu können, sich Pferde zu mieten. So nahmen sie also zwei kleine korsische Hengste mit feurigen Augen, zäh und unermüdlich, und begaben sich eines Morgens bei Tagesanbruch auf den Weg. Ein Führer auf einem Maulesel, der zugleich mit Proviant beladen war, bildete ihre Begleitung; denn auf Gasthäuser durften sie in dem unwirtlichen Lande nicht rechnen.

Die Straße führte zuerst dem Golf entlang und dann durch ein mäßig tiefes Tal gegen die großen

Berge zu. Zuweilen mußte man halbausgetrocknete Ströme überschreiten; nur dünn rieselte unter den Kieseln ihres Bettes das Wasser dahin und ließ ein schwaches Plätschern vernehmen.

Das unbebaute Land schien fast nackt zu sein. Die Berghänge waren mit hohen, bei der heißen Jahreszeit fast braunen Kräutern, bewachsen. Hin und wieder begegnete man einem Bergbewohner entweder zu Fuß oder zu Pferd, oder rittlings auf einem rundbauchigen Esel sitzend.

Aber alle hatten über der Schulter hängend das geladene Gewehr, alte verrostete, aber in ihren Händen sehr gefürchtete Waffen.

Der starke Geruch der duftigen Kräuter, mit denen die Insel bewachsen ist, schien die Luft zu verdicken. In langen Windungen stieg die endlose Straße die Berge hinan.

Die Gipfel aus rötlichem oder blauem Granit verliehen der öden Umgebung den Charakter einer Zauberlandschaft; und die großen Kastanienwälder an den tiefergelegenen Hängen sahen wie grünes Gebüsch aus. So groß war die Entfernung, welche sie von den hochragenden Berggipfeln trennte.

Hin und wieder nannte der Führer, die Hand gegen die zerrissenen Gipfel ausstreckend, einen Namen. Johanna und Julius wandten den Blick dorthin, aber sie konnten anfangs nichts sehen, bis sie schließlich einen grauen Gegenstand entdeckten, der einem vom Gipfel abgelösten Steinhaufen glich. Es war ein Dorf, ein kleiner Weiler, wie ein richtiges Vogelnest, dort in der engen Felsspalte fast unsichtbar eingezwängt.

Der lange Weg im Schritt machte Johanna ungeduldig. „Wir wollen mal vorwärts reiten,“ sagte sie und sprengte ihr Pferd an. Als sie ihren Mann nicht neben sich galoppieren hörte, wandte sie nach einiger Zeit sich um und brach in ein tolles Gelächter

aus, als sie ihn herbeikommen sah, krampfhaft am Zügel zerrend und seltsam schwankend. Seine Schönheit und seine sonstige vornehme Haltung kontrastierten eigentümlich zu seiner Ungeschicklichkeit und Furcht.

Sie setzten darauf den Weg in langsamem Trabe fort. Die Straße führte jetzt durch zwei undurchdringliche Gebüschstreifen, welche den Hang wie ein Mantel bedeckten.

Es war dies der Maki, der undurchdringliche Maki, aus grünen Eichen, Wacholdersträuchern, Erdbeerstauden, Mastixbäumen, Kreuzdorn, Farrnkraut, Lorbeer, Thymian und allerlei Schlingpflanzen gebildet. Das alles war ineinander verwachsen wie die Haare eines Menschen; es rankte, sproßte, wucherte empor und bildete so seltsame Formen, ein so unentwirrbares Dickicht, daß keines Menschen Fuß sich durch dasselbe zu winden vermocht hätte. Es war wie ein dichtes Vlies, das den Rücken des Berges bedeckte.

Allmählich verspürten sie Hunger. Der Führer, der sie wieder eingeholt hatte, brachte sie zu einer jener lieblichen Quellen, wie man sie in diesem zerklüfteten Lande so zahlreich findet, wo ein dünner eiskalter Wasserfaden aus einem kleinen Loche im Felsen rinnt und sich am Fuße einer Kastanie in einer kleinen Vertiefung sammelt, von wo aus dann der Lauf bis zur Mündung weiterführt.

Johanna war so entzückt, daß sie nur mit Mühe einen Ruf der Überraschung unterdrückte.

Nach dem Frühstück brachen sie wieder auf und begannen den Abstieg auf der Seite des Golfs von Sagone.

Gegen Abend kamen sie durch Cargese, dem alten Griechen-Dorfe, welches einst eine flüchtige Schar Verbannter dort angelegt hatte. Hübsche, hochgewachsene Mädchen mit vornehmem Profil, langen Händen,

schlanker Taille, ausnehmend graziöse Erscheinungen, standen in einer Gruppe an einem Brunnen. Als Julius ihnen einen „Guten Abend" wünschte, antworteten sie mit wohlklingender Stimme in der melodischen Sprache ihres Vaterlandes.

Als sie nach Piana kamen, mußten sie, wie in alten Zeiten und längst verschollenen Landen, um Gastfreundschaft bitten. Johannas Herz hüpfte vor Freude, während sie warteten, ob die Pforte sich öffnen würde, an welcher Julius gepocht hatte. Das war doch wirklich mal eine Reise mit all' den unvorhergesehenen Ereignissen auf unbekannten Straßen!

Sie hatten sich gerade an eine noch neubegründete Haushaltung gewandt. Man empfing sie, wie ungefähr die Patriarchen einen von Gott gesandten Gast empfangen haben würden. Sie schliefen unter einem Strohdache in dem alten, wurmstichigen Hause, dessen ganzes Gebälk mit Inschriften bedeckt schien; so hatten die kleinen Holzwürmer ihre Spuren auf demselben eingegraben.

Mit Sonnenaufgang zogen sie weiter und standen bald vor einem Wald, einem wirklichen Wald von purpurfarbenem Granit. Da befanden sich Giebel, Säulen, Glocken und allerlei seltsame Figuren, welche der Zahn der Zeit, der Sturmwind und der gefräßige Brodem des Meeres aus dem Gestein gebildet hatten. Oft dreihundert Meter hoch, schlank, rund, gewunden, geknickt, mißgestaltet, seltsam, in jeder Art von Form, erschienen diese sonderbaren Felsen wie Bäume, Pflanzen, Tiere, Denkmäler, Menschen, Mönche in langen Kutten, Teufel mit Hörnern, riesige Vögel, kurz, wie eine Welt von Ungeheuern, wie eine Menagerie, die durch die sonderbare Laune irgend eines Gottes in Stein verwandelt war.

Johanna fand keine Worte für die mächtige Bewegung ihres Herzens und sie ergriff die Hand ihres

Gatten, welche sie, hingerissen von der Schönheit dieses Schauspieles, zärtlich drückte.

Plötzlich, als sie diesen chaotischen Anblick hinreichend genossen, entdeckten sie einen neuen Golf, der ringsum mit einer Mauer von blutigrotem Granit umsäumt war. Das blaue Meer warf das Spiegelbild dieser scharlachfarbenen Felsen zurück.

„Ach, Julius!" stammelte Johanna; sie konnte, von Bewunderung hingerissen, keine anderen Worte finden. Es war ihr, als ob ihr die Kehle zugeschnürt wäre; und zwei große Tränen perlten aus ihren Augen.

„Was hast du, Herzchen?" fragte Julius, sie erstaunt anblickend.

„Ach nichts . . ." sagte sie, sich die Augen wischend, mit etwas unsicherer Stimme. „Es kommt von den Nerven . . . Ich weiß selbst nicht . . . Ich war ergriffen. Ich bin so glücklich, daß die geringste Kleinigkeit mich erregt."

Er hatte kein Verständnis für diese weiblichen Erregungen, dieses Aufwallen eines durch ein Nichts erschütterten Gemütes, auf welches Begeisterung ebenso wirkt wie ein Unglücksfall, und welches ebenso leicht vor Freude und Glück, wie vor Schmerz zu weinen geneigt ist.

Diese Tränen kamen ihm lächerlich vor; und ganz mit dem schlechten Zustande des Weges beschäftigt sagte er:

„Du tätest besser, auf dein Pferd acht zu geben."

Sie konnten nur mit Mühe auf dem fast ungangbaren Wege zu dem Grunde dieses Golfes gelangen; dann wandten sie sich rechts, um das finstere Ota-Tal zu passieren.

Aber der Pfad wurde jetzt wirklich entsetzlich.

„Wollen wir nicht lieber zu Fuß herauf gehen?" schlug Julius vor.

Sie konnte sich nichts besseres wünschen; es war ihr gerade recht, jetzt zu gehen, allein zu sein mit ihm nach dieser heftigen Gemütsbewegung.

Der Führer ritt mit dem Maulesel und den Pferden voraus, und sie folgten ihm langsam.

Das Gebirge schien hier von oben bis unten geborsten und der Pfad führte in diese von der Natur gebildete Spalte. Zu beiden Seiten erhoben sich die Felswände wie zwei hohe Mauern, während ein reißender Bach sich neben dem Pfade seinen Weg durch die Enge bahnte. Die Luft war eisig, der Granit erschien hier schwarz, und ganz hoch darüber lachte der blaue Himmel.

Ein plötzliches Geräusch ließ Johanna erzittern. Sie blickte auf und sah, wie ein riesiger Vogel sich aus einer Felsspalte schwang; es war ein Adler. Seine ausgespannten Flügel schienen bis an beide Wände der Schlucht zu reichen; immer höher stieg er empor, bis er im azurblauen Äther verschwand.

Weiter vorn teilte sich der Spalt in zwei Hälften; der Pfad führte in grotesken Windungen durch die beiden Schluchten. Johanna ging lustig und leichtfüßig voran; die Kiesel rollten unter ihren Füßen, aber sie beugte sich furchtlos über den Rand der Abgründe. Er folgte ihr, etwas außer Atem, das Auge, aus Furcht vor Schwindel, stets zu Boden gesenkt.

Plötzlich erreichten die Sonnenstrahlen sie wieder; sie glaubten aus der Unterwelt hervorzukommen. Da sie Durst verspürten, so folgten sie den feuchten Spuren, die durch wild aufeinander getürmtes Gestein führten, und standen bald vor einer Quelle, die zum Gebrauch für die Ziegen in eine hölzerne Rinne geleitet war. Ringsumher war der Boden mit einem Moosteppich bedeckt. Johanna kniete nieder, um zu trinken, worauf Julius ihrem Beispiele folgte.

Während sie das kühle Naß schlürfte, faßte er sie um die Taille und suchte ihr ihren Platz am Ende der Rinne zu rauben. Sie wehrte sich und ihre Lippen stießen aneinander, sie schoben sich gegenseitig zurück und kamen dann wieder zusammen. Bei diesem scherzhaften Kampfe faßten sie abwechselnd das schmale Ende der Rinne mit den Zähnen, um sich festzuhalten, während das frische Quellwasser bald zurückgedrängt, bald aufsprudelnd, ihre Gesichter, ihre Nacken, ihre Kleider und Hände bespritzte. Auf ihren Haaren schimmerten Wassertröpfchen wie kleine Perlen. Zwischen das ablaufende Naß mischten sich ihre heißen Küsse.

Johanna wurde plötzlich von einem vollständigen Liebestaumel ergriffen. Sie nahm einen Mund voll klaren Wassers und mit aufgeblasenen Backen teilte sie es, Lippe an Lippe gepreßt, Julius mit, um seinen Durst zu löschen.

Lächelnd, den Kopf hintenüber gebeugt, hielt dieser seinen Mund hin und trank mit einem tiefen Zuge aus dieser lebenden Quelle die kühlende Labung. Aber in seinem Innern entzündete sie eine heiße Glut. —

Johanna beugte sich mit ungewöhnlicher Zärtlichkeit über ihn; ihr Herz pochte, ihre Brust wogte, ihre Augen schimmerten feucht.

„Ach, Julius . . . wie lieb ich dich habe!“ murmelte sie leise; und indem sie sich ihrerseits zurücklehnte, zog sie ihn an sich heran, während sie zugleich verschämt mit einer Hand ihr Antlitz bedeckte.

Julius konnte dieser Liebessehnsucht nicht widerstehen. Er preßte sie heftig an sich; und sie seufzte in leidenschaftlicher Erwartung. Plötzlich stieß sie, wie vom Schlage getroffen, einen lauten Schrei aus. Jetzt war sie wirklich Julius Frau. . . .

Es dauerte lange, bis sie den Gipfel des Berges erklommen hatten; denn ihr Herz pochte noch lange

und ihr Atem ging schwer. Erst gegen Abend kamen sie in Evisa, bei einem Verwandten ihres Führers, namens Paoli Palabretti, an.

Es war dies ein gutmütig aussehender, großer Mann; er ging etwas vornüber gebeugt und hatte den finsteren Ausdruck eines Schwindsüchtigen. Er führte sie in ihr Zimmer; freilich ein ödes Gemach mit nackten Wänden, aber luxuriös für dieses Land, wo jede Eleganz unbekannt ist. Gerade drückte er in seinem korsischen Platt, mit französischen und italienischen Worten vermischt, seine lebhafte Freude aus, sie bei sich zu sehen, als er von einer hellen Stimme unterbrochen wurde, und eine kleine lebhafte Frau mit großen dunklen Augen, sonnengebräuntem Gesicht, von schlanker Taille und mit einem ewigen Lächeln zwischen den sichtbaren, weißen Zähnen sich vorschob, Johanna umarmte und Julius die Hand drückte, während sie wiederholt „Guten Tag, Madame, guten Tag, Monsieur; wie geht's?" rief.

Sie nahm Hüte und Schals ab, wobei sie sich nur eines Armes bediente, weil sie den andern in der Binde trug; hierauf nötigte sie alle, das Zimmer zu verlassen, indem sie zu ihrem Manne sagte: „Führe die Herrschaften bis zum Diner etwas herum, Paoli."

Herr Palabretti gehorchte ohne Zögern, nahm seinen Platz zwischen dem jungen Paare ein und zeigte ihnen das Dorf. Sein Schritt war schleppend wie seine Sprache; alle fünf Minuten hatte er einen Hustenanfall, wobei er jedesmal sagte:

„Das kommt von der frischen Luft unten im Tale; sie ist mir auf die Brust geschlagen."

Er führte sie jetzt auf einem verlorenen Pfade unter riesigen Kastanienbäumen. Plötzlich blieb er stehen und sagte mit seiner einförmigen Stimme:

„Hier wurde mein Vetter Giovanni Rinaldi durch Matteo Lori ermordet. Denken Sie, ich war auch dabei; ganz nahe bei Giovanni, als Matteo plötzlich auf zehn Schritt vor uns stand.

‚Giovanni,‘ rief er, ‚geh nicht nach Albertacco; geh nicht hin, oder ich bringe dich um; das sage ich dir.‘ — „Geh nicht hin, Giovanni!“ rief ich, ihn am Arme fassend. Es handelte sich um ein Mädchen, Paulina Sinacupi, der sie beide nachgingen. Aber Giovanni schrie erbost: — ‚Ich werde doch gehen, und du sollst mich nicht daran hindern.‘ — Da legte Matteo sein Gewehr an, bevor ich das meinige hatte spannen können, und drückte ab. Giovanni machte mit beiden Füßen zugleich einen großen Satz, wie ein Kind, das Seilchen springt, mein Herr! und stürzte dann rückwärts mit solcher Gewalt auf mich, daß mir mein Gewehr entfiel und bis zum großen Kastanienbaum da unten rollte. Sein Mund stand weit offen; aber er sprach kein Wort mehr. Er war tot.“

Erschüttert sah das junge Paar den ruhigen Zeugen dieser grausigen Tat an.

„Und der Mörder?“ fragte Johanna.

Paoli Palabretti hustete lange, ehe er antwortete:

„Es gelang ihm, das Gebirge zu erreichen. Mein Bruder hat ihn später getötet. Nämlich mein Bruder Philippi Palabretti, der Bandito.“

„Ihr Bruder?“ fragte Johanna schaudernd. „Ein Bandit?“

„Jawohl, Madame,“ entgegnete der sanfte Korse mit stolzem Aufblitzen des Auges, „es war sogar ein ganz berühmter. Sechs Gendarmen hat er niedergestreckt. Er starb mit Nicola Morali zusammen, als sie nach achttägigem Kampfe im Niolo umzingelt waren und beinahe vor Hunger umgekommen wären. — Das

ist nun mal hierzulande nicht anders," fügte er mit gleichgültigem Tone hinzu, ebenso wie er sagte: „Es ist die Luft im Tale, die einen erkältet."

Sie kehrten hierauf zum Essen heim und die kleine Korsin behandelte sie, als ob sie schon seit zwanzig Jahren mit ihnen bekannt wäre.

Johanna wurde von peinlicher Unruhe gequält, ob sie auch in Julius' Armen jene seltsame und heftige Liebe wiederfinden würde, die sie auf dem Moosteppich bei der Quelle am Morgen empfunden hatte.

Als sie allein im Zimmer waren, zitterte sie bei dem Gedanken an eine Enttäuschung. Aber es kam anders, und diese Nacht wurde im wahren Sinne des Wortes ihre Brautnacht.

Am anderen Morgen, als die Stunde der Abreise nahte, konnte sie sich kaum entschließen, das kleine Haus zu verlassen, wo ein neues Glück für sie aufgegangen zu sein schien.

Sie zog die kleine Frau ihres freundlichen Gastgebers ins Zimmer und versicherte ihr, daß sie ihr durchaus kein Geschenk machen wolle, sich aber glücklich fühlen würde, wenn sie ihr nach ihrer Rückkehr von Paris aus ein kleines Andenken schicken dürfte. Fast mit abergläubischer Hartnäckigkeit bestand sie auf der Übersendung dieses Andenkens.

Die junge Korsin sträubte sich lange und wollte absolut nichts annehmen.

„Nun gut," sagte sie endlich, „schicken Sie mir eine kleine Pistole, eine ganz kleine."

Johanna machte große Augen.

„Ich möchte meinen Schwager töten," sagte sie ganz leise, ihr ins Ohr flüsternd, wie man jemandem ein süßes Geheimnis anvertraut. Und unter fort-

währendem Lächeln löste sie hastig die Binde von ihrem Arm und zeigte ihre runde, weiße Hand, welche deutlich die Spuren von mehrfachen Dolchstichen aufwies.

„Wenn ich nicht ebenso stark wäre wie er, so hätte er mich umgebracht. Mein Mann ist nicht eifersüchtig; er kennt mich. Und zudem ist er krank, wissen Sie, und das läßt sein Blut nicht aufwallen. Übrigens bin ich eine ehrbare Frau, Madame! Aber mein Schwager glaubt alles, was man ihm sagt. Er ist eifersüchtig für meinen Mann und er wird sicher wieder von neuem anfangen. Wenn ich indessen eine kleine Pistole hätte, wäre ich beruhigt und könnte mich vor ihm schützen."

Johanna versprach, ihr die Waffe zu senden, küßte zärtlich ihre neue Freundin und setzte ihren Weg mit Julius fort.

Der Rest ihrer Reise verging ihnen wie ein Traum, wie ein endloser Liebesrausch. Sie hatte kein Auge mehr für Land und Leute; sie sah nur noch Julius.

Von nun an begann für sie jene kindliche, liebliche Zeit der Liebeständelei, kleiner zarter Kosenamen, scherzhafter Neckereien.

Als sie in Bastia anlangten, mußte der Führer entlohnt werden. Julius griff in seine Tasche, konnte aber das Gewünschte nicht gleich finden.

„Da du die zweitausend Francs deiner Mutter doch nicht brauchst, so könntest du sie mir zu tragen geben. Sie sind in meinem Gürtel besser aufgehoben, und ich brauche dann kein Geld wechseln zu lassen."

Sie reichte ihm die Börse hin.

Hierauf reisten sie über Livorno, Florenz, Genua und besuchten das ganze Alpengebiet.

Bei einem heftigen Nordwest-Winde langten sie eines Morgens in Marseille an.

Man schrieb den 15. Oktober; seit ihrer Abreise von Peuples waren zwei Monate vergangen.

Johanna fühlte sich traurig; der heftige kalte Wind erinnerte sie an ihre Heimat, die Normandie. Julius schien seit einiger Zeit sehr verändert, müde und gleichgültig. Sie hatte Furcht, ohne zu wissen wovor.

Sie verzögerte ihre Heimreise noch um vier Tage, weil sie sich nicht entschließen konnte, dies schöne, sonnige Land zu verlassen. Es war ihr, als ob mit der Reise auch ihr Glück zu Ende ging.

Schließlich fuhren sie ab.

Sie mußten noch in Paris alle ihre Einkäufe für ihren endgültigen Aufenthalt in Peuples besorgen. Johanna freute sich darauf, dank der wohlgefüllten Börse von ihrer Mutter, allerhand Wunderdinge mit heim zu bringen. Das erste aber, woran sie dachte, war die Pistole für die kleine Korsin in Evisa.

„Möchtest du mir das Geld von Mama zurückgeben, Herz, damit ich meine Einkäufe machen kann?“ sagte sie am Tage nach ihrer Ankunft zu Julius.

„Wieviel brauchst du?“ wandte er sich stirnrunzelnd zu ihr.

„Aber . . . so viel du meinst,“ stammelte sie überrascht.

„Ich werde dir hundert Francs geben, aber verschleudere sie nicht,“ entgegnete er.

Sie war so überrascht und verwirrt, daß sie anfangs keine Worte fand; endlich sagte sie zögernd:

„Aber . . . ich . . . ich hatte dir doch das Geld gegeben, um . . .“

„Ich weiß schon,“ unterbrach er sie. „Es ist doch ganz egal, wer von uns beiden es in der Tasche hat,

da wir doch von jetzt ab gemeinsame Kasse führen. Du kannst haben, was du willst, aber ich meine, hundert Francs wäre vorläufig genug."

Ohne weiter ein Wort zu sagen, nahm sie die fünf Goldstücke; aber sie wagte nicht, noch um mehr zu bitten und kaufte nur die Pistole.

Acht Tage später traten sie die Rückreise nach Peuples an.

VI.

Bei dem weißen Tor, welches zwischen den Ständern aus Backstein hing, wurden sie von der Familie und der Dienerschaft empfangen. Der Postwagen hielt an und es erfolgten lange, herzliche Umarmungen. Mütterchen weinte, und auch Johanna wischte sich einige Tränen; der Papa ging aufgeregt hin und her.

Dann erfolgte im Salon vor dem Kaminfeuer die Aufzählung der Reiseerlebnisse, während draußen das Gepäck abgeladen wurde. Unaufhörlich flossen die Worte von Johannas Lippen und alles wurde erzählt, die ganze Reise, in einer halben Stunde. Einige Kleinigkeiten vielleicht wurden übergangen.

Dann ging die junge Frau daran, ihre Pakete und Paketchen auszukramen, wobei Rosalie voll tiefer Bewegung mithalf. Als dies zu Ende war, als das Leinenzeug, die Kleider und alle möglichen Toilettegegenstände an ihrem Platze lagen, verließ die Kammerjungfer ihre Herrin, und Johanna, allein gelassen, setzte sich nieder.

Sie fragte sich, was sie jetzt machen sollte, indem sie sich ebenso nach geistiger, wie nach körperlicher

Beschäftigung umschaute. In den Salon zu ihrer schlafenden Mutter zurückzukehren, dazu hatte sie keine Lust; sie hätte lieber einen Spaziergang gemacht. Aber draußen schien es so öde zu sein, daß sie schon beim Betrachten der Umgebung vom Fenster aus eine Zentnerlast von Melancholie auf sich herabsinken fühlte.

Da kam ihr denn so recht zum Bewußtsein, daß es für sie nichts mehr, auch garnichts mehr zu tun gab. Ihre ganze Jugendzeit über im Kloster hatte sie sich mit der Zukunft beschäftigt und Pläne geschmiedet. Unter dieser fortgesetzten Träumerei war ihr damals die Zeit vergangen, ohne daß sie es merkte. Dann kaum den engen Schranken des Klosters entwachsen, in dem ihre Jugendträume entsprungen waren, fühlte sie schon gar bald Herz und Sinn durch die Regungen der Liebe in Anspruch genommen. Den erhofften Mann sehen, ihn lieben, in kurzer Zeit heiraten, wie es bei solchen schnellen Entschließungen üblich, in seinen Armen ruhen, ohne erst recht zur Besinnung zu kommen, das alles hatte sich wie im Fluge vollzogen.

Aber nun trat statt der sanften Gewohnheit der ersten Tage die rauhe Wirklichkeit des alltäglichen Lebens in ihre Rechte ein, welche allen undefinierbaren Hoffnungen, jener angenehmen aufregenden Erwartung des Unbekannten für immer die Tür schloß. Ja, jetzt war es aus mit allen Erwartungen.

Also weiter nichts mehr zu tun! heute nicht, morgen nicht und übermorgen nicht. Sie empfand das alles wie eine bittere Enttäuschung, eine langsame Vernichtung ihrer Hoffnungen.

Dann sprang sie auf und lehnte die Stirn an die kühlen Fensterscheiben. Nachdem sie eine Weile den Himmel betrachtet, an welchem düstere Wolken dahinzogen, entschloß sie sich, auszugehen.

War das dieselbe Flur, dasselbe Gras, dieselben Bäume wie im Mai? Wo war das sonnige Leuchten auf den Blättern, wo das poetische Grün des Rasens geblieben, auf dem der Löwenzahn emporflammte, die Klatschrose ihr blutrotes Haupt erhob, die Margheriten sproßten und die großen, gelben Schmetterlinge zierlich von Blüte zu Blüte gaukelten? Auch dieses freudige Leben der Natur mit ihrem würzigen Duft, mit ihrer wohltuenden Fruchtbarkeit war dahin.

Da lagen die von anhaltenden Herbststürmen zerzausten Alleen vor ihr; die Pappeln streckten ihre nackten Zweige zum Himmel empor, während fahles, gelbes Laub den Boden unter ihnen wie ein Teppich bedeckte. Ihre dünnen Äste zitterten im Winde, der die letzten dürren Blätter abriß und im wilden Tanze durch die Luft wirbelte. Unaufhörlich wie ein anhaltender, trostloser Regen fielen die Blätter nieder, gelb wie große Goldstücke, bald hierhin, bald dorthin, fuhren vom Winde wieder aufgestöbert, nochmals empor, schleppten sich über den Boden hin, um endlich ihr letztes Ruheplätzchen zu finden.

Sie ging zum Bosquet; es machte einen traurigen Eindruck, wie ein Sterbezimmer. Die grüne Mauer, welche die lieblichen, gewundenen Pfade voneinander trennte und ihnen etwas geheimnisvolles verlieh, war entblättert. Hier und dort streckten die Ziersträucher welche sonst das Gehölz belebt hatten, ihre mageren Zweige empor. Das Geräusch fallender Blätter, welche der Wind schüttelte, abriß und in Haufen auf die Erde streute, klang wie das schmerzhafte Stöhnen eines langsam Dahinsterbenden.

Die kleinen Vögelchen hüpften mit schrillem Gezirp von Zweig zu Zweig, um irgendwo Schutz zu finden.

Durch den dichten Vorhang der Ulmen geschützt, welche dem Seewinde Abbruch taten, hatten die Linde

und die Platane noch ihr Sommerkleid behalten; von den ersten Fröſten getroffen, ſchienen ſie jedoch die Farbe gewechſelt zu haben, ſo daß die eine mit rotem Samt, die andere mit orangefarbener Seide bekleidet ſchien.

Johanna ging langſam in „Mütterchens Allee" längs dem Pachthof der Couillards auf und ab. Es lag wie eine drückende Vorahnung der endloſen Langeweile ihres zukünftigen einförmigen Lebens auf ihrer Seele.

Dann ſetzte ſie ſich auf die Raſenbank, wo Julius ihr zum erſten Mal von Liebe geſprochen hatte. Dort blieb ſie träumend, kaum eines Gedankens fähig, ſitzen; ſie fühlte ſich müde bis ans Herz hinan und hätte ſich am liebſten niedergelegt, um dieſen traurigen Tag zu verſchlafen.

Plötzlich bemerkte ſie eine Möve, welche vom Winde durch die Lüfte getragen wurde, und da fiel ihr der Adler ein, den ſie da unten in Korſika im finſtern Ota-Tale geſehen hatte. Ihr Herz empfand die lebhafte Erregung, welche der Gedanke an etwas Schönes, das weit hinter uns liegt, hervorruft. Mit einem Male ſah ſie die herrliche Inſel mit ihrem eigenartigen Aroma wieder vor ſich, ihrem Sonnenglanz, in dem die Orangen und Zitronen reiften, mit den roſigen Gipfeln ihrer Berge, dem Azurblau ihrer Buchten und ihren Tälern, durch welche die Bächlein rieſelten.

Da erweckten das feuchte, rauhe Klima der Heimat, der melancholiſche Fall der Blätter und die vom Wind gejagten grauen Wolken in ihrem Herzen eine ſo grenzenloſe Traurigkeit, daß ſie nach Hauſe ging, um nicht laut aufweinen zu müſſen.

Mütterchen ſchlummerte noch immer behaglich am Kamin; ſie war die Melancholie dieſer Tage ſo gewohnt, daß ſie dieſelbe nicht einmal bemerkte. Der

Papa war mit Julius ausgegangen, um mit ihm von Geschäften zu sprechen. Schon senkte die Nacht ihre finsteren Schatten voraus in den großen Salon, den der Widerschein des Herdfeuers zuweilen grell beleuchtete.

Draußen konnte man beim Rest des Tageslichtes noch jene trübe Herbstnatur und den grauen Himmel beobachten, der über sich selbst zu weinen schien.

Bald darauf erschien auch der Baron, gefolgt von Julius. Kaum war er in den finsteren Raum getreten, als er heftig läutete und rief: „Licht! aber schnell! es ist ja ganz traurig hier.“

Hierauf setzte er sich gemütlich an den Kamin. Seine feuchten Schuhe dampften in der Nähe des Feuers und der getrocknete Schmutz fiel von seinen Sohlen.

„Ich glaube sicher,“ sagte er, sich behaglich die Hände reibend, „daß es kalt wird. Der Himmel ist im Norden ganz klar und dabei haben wir heute Vollmond. Es wird diese Nacht gehörig frieren.“

„Nun, Kleine,“ wandte er sich an seine Tochter, „freust du dich, wieder in der Heimat bei den Eltern zu sein?“

Johanna wurde durch diese einfache Frage verwirrt. Sie warf sich an den Hals ihres Vaters und küßte ihn heftig, die Augen voll Tränen, als wollte sie um Verzeihung bitten; denn trotz aller Anstrengungen, vergnügt zu scheinen, war ihr so bitter weh ums Herz. Sie dachte an die Freude, welche sie sich von dem Wiedersehen mit den Eltern versprochen hatte und war erstaunt über die Kälte, welche jetzt ihre Zärtlichkeit lähmte. Es war ihr zumute wie jemandem, der in der Ferne viel an seine Lieben daheim gedacht hat und beim Wiedersehen, gleichsam, als sei er ihnen entfremdet, eine Art Stockung seiner

Zärtlichkeit empfindet, bis erst mal die Bande des gemeinsamen Zusammenlebens sich wieder erneuert haben.

Das Diner dauerte lange, aber es wurde wenig dabei gesprochen. Julius schien seine Frau ganz vergessen zu haben.

Im Salon ließ sie sich hierauf durch das Kaminfeuer einschläfern. Ihre Mutter war bereits fest entschlummert. Einen Augenblick wurde Johanna wieder durch die Stimmen der zwei Herren wach, die über irgend etwas disputierten; und während sie ihre Gedanken zu sammeln suchte, fragte sie sich, ob sie auch bereits von diesem dumpfen Stumpfsinn der Gewohnheit befallen sei, den nichts mehr zu erwecken vermag.

Die Flamme des Kaminfeuers, bei Tage mild und rötlich, wurde jetzt hell, lebhaft und knisternd. Sie warf vorübergehend ihren großen Schimmer auf die Stickerei der Möbel, auf den Fuchs und den Storch, auf den einsamen Reiher, auf die Ameise und die Heuschrecke.

Der Baron näherte sich dem Feuer und streckte lächelnd seine flachen Hände gegen dasselbe aus.

„Ach, das brennt hübsch heute abend," sagte er. „Es friert, Kinder, es friert."

Dann legte er eine Hand auf Johannas Schulter und deutete auf das Feuer.

„Siehst du, Kindchen, das ist das Schönste und Beste auf der Welt, der Herd; der Herd mit den Seinigen darum. Darüber geht nichts. Aber wie wär's, wenn wir schlafen gingen? Ihr werdet müde sein, Kinder."

Als die junge Frau auf ihr Zimmer gekommen war, fragte sie sich, wie es möglich sei, daß die Rückkehr nach ein und demselben Orte, den man zu lieben glaubt, sich so verschieden gestalte. Warum fühlte sie sich so zerschlagen; warum erschien ihr dieses Haus,

diese teure Heimat, kurz alles, was bis dahin ihr Herz bewegt hatte, so geistestötend?

Plötzlich fiel ihr Auge auf die Uhr. Die kleine Biene bewegte sich stets von rechts nach links und von links nach rechts mit derselben gleichmäßigen Hast über den bronzenen Blumen dahin. Beim Anblick dieses kleinen zierlichen Machwerks, das so täuschend dem Leben nachgeahmt war und dessen Pendelschlag wie das Klopfen einer Brust ertönte, fühlte Johanna sich von einem Gefühl der Zärtlichkeit ergriffen, das sie fast bis zu Tränen rührte.

Selbst als sie ihren Vater und ihre Mutter umarmte, hatte sie sich nicht so bewegt gefühlt. Das Herz hat eben seine Geheimnisse, die kein Vernünfteln ergründet.

Zum ersten Male seit ihrer Verheiratung ging sie allein schlafen; denn Julius hatte, seine große Ermüdung vorschützend, sich auf ein anderes Zimmer zurückgezogen. Es war übrigens von vornherein ausgemacht worden, daß jedes sein eigenes Zimmer haben sollte.

Lange konnte sie nicht einschlafen, so sehr war sie schon daran gewöhnt, nicht mehr allein zu liegen. Zudem störte sie der heftige Nordwind, der an dem Dach des Schlosses rüttelte.

Am anderen Morgen wurde sie durch einen hellen Schimmer geweckt, der ihr Bett mit rosigem Lichte färbte. Auch die völlig bereiften Fensterscheiben waren rot, als ob der ganze Horizont in Flammen stände.

Sie hüllte sich in einen großen Schal und rannte ans Fenster, um es zu öffnen.

Ein kühler, reiner und gesunder Luftzug strömte ins Zimmer und umwehte ihr Gesicht, sodaß bei der prickelnden Kälte ihr die Tränen in die Augen traten. An dem purpurumsäumten Horizont trat hinter den

Bäumen des Parks, rötlich-glänzend und immer mehr anwachsend wie ein Traumgebilde, die Sonne hervor. Die mit weißem Reiffrost bedeckte Erde war hart und trocken; sie wiederhallte unter den Schritten der Arbeitsleute. In dieser einen Nacht waren die letzten bisher noch belaubt gewesenen Zweige der Pappeln entblättert. Jenseits der Heide sah man die breite Linie der grünlich schimmernden Meeresflut mit weißen Schaumwellen gekrönt.

Auch die Platane und die Linde verloren bei dem heftigen Sturme rasch ihr Kleid. Bei jedem neuen Windstoße erhoben sich ganze Haufen von Blättern in die eisige Luft wie ein Schwarm aufgescheuchter Vögel. Johanna kleidete sich an, ging hinunter und entschloß sich, um doch irgend etwas zu tun, die Pächtersleute zu besuchen.

Die Martins erhoben vor Erstaunen die Hände und die Pächtersfrau küßte sie auf die Wangen; dann nötigte man ihr ein Gläschen Zwetschgengeist auf. Sie ging dann zu den Couillard's, welche ebenfalls die Hände zusammenschlugen. Die Pächterin küßte sie auf die Stirn und sie mußte ein Gläschen Johannisbeerwein trinken.

Hierauf kehrte sie zum Frühstück heim. Der Tag verlief wie der vorhergehende; nur war er kalt, wo jener feucht war. Und die übrigen Tage der Woche glichen genau diesen beiden, ebenso wie die weiteren Wochen des Monats dieser ersten glichen.

Allmählich verlor sich ihre Sehnsucht nach den fernen Landen. Die Gewohnheit lullte ihr ganzes Leben in eine Art widerstandslosen Schlaf ein, ähnlich wie gewisse Wässer die Eigenschaft haben, den Boden, den sie tränken, zu verkalken. Mehr und mehr entstand wieder bei ihr ein gewisses Interesse an die tausenderlei Kleinigkeiten des alltäglichen Lebens; sie

begann sich den einfachen und harmlosen Beschäftigungen ihres Daseins mit Sorgsamkeit zu widmen. Es entwickelte sich bei ihr eine Art träumerische Melancholie; ihr Leben verlor das Zauberhafte, dem sie sich bisher hingegeben hatte. Was hätte ihr gefehlt? Wonach hätte sie Verlangen gehabt? Sie wußte es nicht. Sie besaß keinen weltlichen Sinn und somit auch keine Vergnügungssucht, nicht einmal das Verlangen nach erreichbaren Freuden. Nach welchen übrigens? Alles verblaßte langsam vor ihren Augen, es verwischte sich und nahm eine fahle, trübe Färbung an, ähnlich wie die alten Möbel im Salon, die mit der Zeit verbleicht waren.

Ihr Verhältnis zu Julius hatte sich vollständig verändert. Seit ihrer Rückkehr von der Hochzeitsreise schien er ein ganz anderer geworden; wie ein Schauspieler, der seine Rolle vollendet hat und nun seine natürliche Miene wieder annimmt. Er bekümmerte sich kaum noch um sie, wenn er überhaupt noch mit ihr sprach. Jede Spur von Liebe schien plötzlich verschwunden zu sein. Nur ganz selten kam er noch nachts zu ihr ins Zimmer.

Er hatte die Vermögens-Verwaltung übernommen, beaufsichtigte die Güter, plagte die Arbeiter und verminderte die Ausgaben. Und indem er selbst sich die Manieren und das Wesen eines biederen Landedelmannes aneignete, verlor er allmählich die elegante vornehme Art, die er als Bräutigam besessen hatte. Er kam aus einem alten Jagdkostüm von grauem Samt mit kupfernen Knöpfen, das er unter seiner Junggesellen-Garderobe wieder aufgestöbert hatte, fast nicht mehr heraus, obschon es über und über voll Flecken war. Nicht mehr von dem Drange beseelt, zu gefallen, hatte er aufgehört sich zu rasieren, sodaß sein langer und schlecht zugestutzter Bart ihn unglaublich entstellte. Seine Hände waren nicht mehr

wie einstmals sorgfältig gepflegt; und nach jeder Mahlzeit trank er vier oder fünf Gläschen Kognak.

Anfangs hatte Johanna versucht, ihm einige zärtliche Vorstellungen zu machen; aber er hatte sie in so rauhem Tone ersucht, ihn in Ruhe zu lassen, daß sie in Zukunft auf weitere Versuche verzichtete.

Die Wirkung dieser Veränderungen auf ihr eigenes Gemüt setzten sie selbst manchmal in Erstaunen. Er war für sie wieder ein völlig Fremder geworden, dessen Herz und Gemüt ihr noch verschlossen waren. Sie dachte oft hierüber nach und wunderte sich, wie es möglich sei, daß nach so zärtlichen Stunden, wie sie beide sie zusammen verlebt, sie sich plötzlich wie zwei Unbekannte gegenüberstanden.

Und warum litt sie eigentlich gar nicht so sehr durch seine Vernachlässigung? War das immer so im Leben oder hatte man sie getäuscht? Würde es auch in Zukunft weiter nichts mehr für sie geben?

Wenn Julius hübsch, elegant, sauber und vornehm in seinen Manieren geblieben wäre, hätte sie wahrscheinlich mehr gelitten.

Man hatte beschlossen, daß von Neujahr an die jungen Leute allein bleiben sollten, während Mama und Papa zu einem mehrmonatlichen Aufenthalt nach Rouen zurückkehrten, wo sie ja ihr Hotel hatten. Das junge Paar wollte diesen Winter Peuples nicht verlassen, um sich dort völlig einzurichten und sich allmählich an die Stätte zu gewöhnen, wo sie ihr ganzes ferneres Leben zubringen würden. Außerdem mußte Julius seine junge Frau doch einigen Familien in der Nachbarschaft, wie den Brisevilles, den Couteliers und den Fourvilles vorstellen.

Aber die jungen Leute konnten mit ihren Besuchen noch nicht beginnen, weil es bis dahin nicht

möglich gewesen war, den Maler zu bekommen, der die Wappenschilder an der großen Kalesche verändern sollte.

Die alte große Familien-Equipage war seinerzeit vom Baron in aller Form dem Schwiegersohn abgetreten worden. Und Julius hätte um keinen Preis der Welt eingewilligt, seine Antritts-Besuche auf den Nachbarschlössern zu machen, wenn das Wappen der Lamare nicht neben dem der Le Perthuis des Vauds geglänzt hätte.

Nun gab es aber auf dem Lande dort weit und breit nur einen Mann, der sich noch speziell mit der Kunst der Wappenmalerei beschäftigte, ein Maler aus Bolbec, namens Bataille, der der Reihe nach auf allen Schlössern der Normandie beschäftigt war, die kostbaren Schildereien auf Kutschenbeschlägen zu erneuern.

Endlich, eines Morgens im Dezember, gegen Schluß des Frühstücks, sah man ein Individuum das Tor öffnen und direkt auf das Schloß zuschreiten. Er trug einen Kasten auf dem Rücken. Das war Bataille.

Man ließ ihn in den Speisesaal eintreten und setzte ihm wie einem Herrn zu essen vor. Seine Kunst, seine fortwährenden Beziehungen zu der gesamten Aristokratie des Landes, seine heraldischen Kenntnisse mit einem Worte, hatten ihn zu einem außergewöhnlichen Manne gestempelt, dem die Edelleute die Hand drückten.

Es wurde sofort Papier und Bleistift herbeigeschafft, und während Bataille aß, entwarfen der Baron und Julius ihre Wappen mit allen Einzelheiten. Die Baronin, die, sobald es sich um solche Dinge handelte, ganz lebendig wurde, gab ihre Ratschläge dazu. Sogar Johanna nahm an der Beratung teil, als ob plötzlich irgend ein geheimnisvolles Interesse in ihr wach gerufen wäre.

Bataille gab, ruhig weiterkauend, seinen Senf dazu, nahm dazwischen mal einen Bleistift, zeichnete einen Entwurf, nannte dieses oder jenes Beispiel und beschrieb alle herrschaftlichen Equipagen des Landes. Sein ganzes Wesen, sein Geist, seine Art zu sprechen schienen selbst von dieser vornehmen Atmosphäre durchsetzt zu sein.

Es war ein kleiner Mann mit kurzgeschorenen, grauen Haaren, farbenbeschmutzten Händen und einem durchdringenden Firnisduft. Wie man sagte, hatte er früher mal eine häßliche Skandalgeschichte gehabt; aber die Achtung, mit der ihn alle vornehmen Familien des Landes behandelten, hatte schon längst diesen dunklen Fleck verwischt.

Nachdem er mit seinem Frühstück zu Ende war, führte man ihn zu der Remise, wo der Wachstuchüberzug von der Kalesche abgezogen wurde. Bataille besichtigte sie genau, verbreitete sich mit wichtiger Miene über die Größenverhältnisse, welche er seinem Entwurfe geben würde und begab sich schließlich an die Arbeit, nachdem er noch dies und jenes an seinem Plane geändert hatte.

Die Baronin ließ sich trotz der Kälte einen Sessel bringen, um der Arbeit zuzusehen und nachdem man ihr eine Wärmflasche unter die Füße gelegt hatte, begann sie gemächlich eine Plauderei mit dem Maler. Er mußte ihr von Verbindungen erzählen, die sie noch nicht kannte, von Sterbefällen und Geburten, während sie hin und wieder aus ihren genealogischen Kenntnissen die notwendigen Ergänzungen dazu gab.

Julius war bei seiner Schwiegermutter geblieben. Er saß rittlings auf einem Stuhle, seine Pfeife rauchend und hin und wieder ausspuckend, während er aufmerksam zusah, wie sein Wappen gemalt wurde.

Bald machte auch Papa Simon, der sich gerade mit dem Spaten auf der Schulter zum Küchengarten

begab, einen Augenblick Halt, um die Arbeit zu betrachten. Da die Nachricht von der Ankunft Batailles selbst bis zu den beiden Pachthöfen gedrungen war, so erschienen auch bald die beiden Pächtersfrauen. Sie standen, außer sich vor Entzücken, zu beiden Seiten der Baronin.

„Nein, welche Kunst das erfordert, um diese zierlichen Schnörkeleien fertig zu bringen,“ wiederholten sie unaufhörlich.

Selbstredend dauerte es bis zum andern Morgen gegen elf Uhr, bis die Schilder auf beiden Schlägen vollendet waren. Alle Welt war schließlich dabei zugegen, und man zog die Kalesche heraus, um sie bewundern zu können, als alles fertig war.

Man beglückwünschte Bataille, der bald darauf, seinen Kasten auf dem Rücken, wieder seines Weges zog. Der Baron und seine Frau, Julius und Johanna waren darin einig, daß der Maler ein Mann von ganz außerordentlichen Talenten sei und es unter anderen Umständen gewiß zu einem großen Künstler gebracht hätte.

Julius hatte aus Sparsamkeitsrücksichten eine Menge Reformen eingeführt, welche jetzt wieder weitere Veränderungen notwendig machten.

Der alte Kutscher war Gärtner geworden, da der Vicomte selbst die Zügel zu führen pflegte. Die Kutschpferde waren verkauft, um sie nicht unnötig füttern zu müssen. Damit aber jemand die Zügel hielt, wenn die Herrschaft abgestiegen war, so hatte Julius einen kleinen Viehjungen namens Marius zum Diener ausgebildet.

Um aber ein paar Pferde zur Hand zu haben, hatte er in den Pachtvertrag der Couillard und Martin eine besondere Klausel eingefügt, wonach die beiden Pächter verpflichtet waren, einmal im Monat an einem

von ihm zu bestimmenden Tage jeder ein Pferd zu stellen, wofür sie von der Lieferung von Geflügel befreit waren.

Nachdem die Couillards eine große braune Stute und die Martins einen kleinen zottigen Schimmel herbeigebracht hatten, wurden die beiden Tiere zusammengespannt. Marius, den man in eine alte Livree des Papa Simon gesteckt hatte, fuhr dieses seltsame Gefährt vor die Rampe des Schlosses.

Julius hatte in seinem guten Anzug mit seiner schlanken Taille in etwas seine einstige Eleganz wiedergefunden; aber sein langer Bart verlieh ihm trotzdem ein gewöhnliches Aussehen.

Er betrachtete das Geschirr, den Wagen, sowie den kleinen Diener, und schien von seiner Prüfung befriedigt. Für ihn hatte vor allem nur das neue Wappen Bedeutung.

Die Baronin, welche am Arme ihres Gatten die Treppe herabgekommen war, stieg mühsam ein, und nahm, eine Menge Kissen im Rücken, Platz. Johanna erschien gleichfalls. Anfangs lachte sie über die Zusammenstellung der beiden Pferde; der Schimmel, behauptete sie, sähe aus, wie das Kind der braunen Stute. Dann bemerkte sie Marius, dessen Kopf unter dem betreßten Hute verschwand; nur die Nase hinderte denselben noch tiefer zu sinken, während seine Hände von den viel zu langen Ärmeln vollständig verdeckt wurden. Seine Beine waren fast unsichtbar unter den langen Schößen der Livree, unter denen die Füße, in enorme Stiefel gesteckt, seltsam hervorragten. Als sie sah, wie er den Kopf zurückbog, um sehen zu können, wie er beim Gehen das Knie beugte und die Füße hob, als wollte er einen Bach überschreiten, oder wie ein Vogel, der zum Fliegen ansetzt, ganz versunken und verloren in seiner weiten Bekleidung, brach sie in ein unwiderstehliches, endloses Gelächter aus.

Der Baron wandte sich um, sah sich den bestürzten kleinen Mann an und wurde derartig von Johannas Gelächter angesteckt, daß er kaum sprechen konnte, während er seiner Frau zurief:

„Sieh, sieh nur den Ma-Ma-Marius an! Ist das komisch! Nein, sieht der komisch aus!"

Nun wurde auch die Baronin, welche sich zum Schlage herauslehnte und den Jungen betrachtete, von einem solchen Lachanfall ergriffen, daß die Kalesche auf den Federn hin- und hertanzte, als würde sie durch heftige Stöße erschüttert.

„Was habt ihr denn so zu lachen? Ihr müßt rein närrisch geworden sein," fragte Julius jetzt kreidebleich vor Ärger.

Johanna, ordentlich krank vor Lachen und unfähig, sich wieder zu beruhigen, setzte sich auf eine Treppenstufe; der Baron tat desgleichen. Aus der Kalesche verkündete krampfhaftes Kichern, verbunden mit einer Art kollerndem Geräusch, daß die Baronin beinahe erstickte. Jetzt fing es plötzlich unter Marius Mantel auch an zu zucken; er hatte ohne Zweifel die Ursache des allgemeinen Gelächters begriffen und lachte in seiner Umhüllung aus Leibeskräften mit.

Julius stürzte zornig vor. Mit einer kräftigen Ohrfeige schleuderte er den betreßten Hut vom Haupte des Jungen, daß er bis auf den Rasen flog.

„Mir scheint," wandte er sich hierauf mit zornbebender Stimme an seinen Schwiegervater, „Sie hätten den wenigsten Grund zum Lachen. Es wäre nicht soweit mit uns gekommen, wenn Sie nicht Ihr Vermögen verschleudert und unsere Mitgift aufgezehrt hätten. Wer trägt denn die Schuld an diesem Vorfall?"

Alle Heiterkeit war sofort wie von einem eisigen Winde fortgeblasen; niemand sprach mehr ein Wort.

Johanna, der die Tränen in den Augen standen, stieg still zu ihrer Mutter ein. Der Baron setzte sich überrascht und sprachlos den Damen gegenüber. Julius schwang sich auf den Bock und zog den heulenden Burschen zu sich herauf, dessen Backe angeschwollen war. —

Der Weg war langweilig und schien sich endlos auszudehnen. Im Wagen herrschte Schweigen. Verstimmt und verlegen, wie sie alle drei waren, wollte doch keines dem anderen zugestehen, was ihre Herzen beschäftigte. Aber sie fühlten, daß es ihnen unmöglich gewesen wäre, von anderen Dingen zu sprechen; so sehr hielten ihre traurigen Gedanken sie befangen. Sie wollten daher lieber ganz schweigen, als dieses unliebsame Thema berühren.

Die Kalesche fuhr in dem unegalen Trab der beiden Gäule über die Höfe der beiden Pächterwohnungen. Hier und da stoben einige schwarze Hühner erschreckt auseinander und verschwanden in der Hecke; ein Wolfshund verfolgte bellend den Wagen, sprang dann wieder nach seiner Strohhütte zurück und wandte sich abermals um, um dem Wagen nachzubellen. Ein Bursche, der in schmutzigen Holzschuhen mit schlotterigen Knieen, die Hände tief in den Hosen, seines Weges ging, während der Wind ihm den blauen Kittel im Rücken aufblähte, sprang zur Seite, um den Wagen vorüberzulassen. Linkisch zog er seine Mütze und zeigte seine schlicht am Kopfe anliegenden Haare.

So fuhren sie an einem Pachthofe nach dem anderen vorüber, zwischen denen sich die kahlen Felder ausdehnten.

Endlich bog man in eine große Tannenallee ein, welche auf die Straße mündete. Die tief ausgefahrenen Geleise verursachten eine heftige Schwankung des Wagens, und Mütterchen stieß mehrmals einen lauten

Schrei aus. Ein weißes Tor am Ende der Allee war geschlossen, so daß Marius abspringen mußte, um es zu öffnen. Man fuhr um einen großen Rasenplatz herum und kam schließlich vor einem hohen, geräumigen und düster aussehenden Gebäude an, dessen Läden geschlossen waren.

Plötzlich öffnete sich die mittlere Türe und ein alter gichtischer Diener in roter, schwarzgestreifter Weste, welche teilweise von einer Schürze bedeckt war, stieg langsam die Treppenstufen herab. Er bat um die Namen der Herrschaften und führte sie in einen geräumigen Salon, dessen herabgelassene Jalousieen er mühsam aufzog. Die Möbel waren mit Überzügen versehen, die Uhr und die Leuchter in Leinwand eingehüllt. Eine dumpfe, feuchte, eisige Luft wie von alter Zeit herrschte in diesem Raume und stimmte unwillkürlich zur Traurigkeit.

Man setzte sich und wartete. Auf dem Gange über dem Zimmer wurden hastige Schritte vernehmbar, die eine ungewohnte Unruhe verkündeten. Die überraschten Schloßbewohner schienen sich eiligst umzukleiden. Aber es dauerte doch lange. Mehrmals hörte man eine Glocke, und dann wieder eilige Schritte treppauf und treppab.

Die Baronin wurde durch die unangenehme Kühle des Zimmers fortwährend zum Niesen gereizt. Julius ging mit großen Schritten auf und ab. Johanna saß traurig neben ihrer Mutter. Der Baron stand am Kamin gelehnt und ließ den Kopf hängen.

Endlich wurde eine der hohen Flügeltüren aufgerissen und der Vicomte und die Vicomtesse de Briseville traten ein. Sie waren beide klein, von zierlicher Gestalt und hatten einen tänzelnden Gang. Ihr Alter war schwer zu bestimmen; ihr Benehmen war zeremoniell und verlegen.

Der Ehemann trug einen prächtigen Leibrock; er grüßte, indem er leicht das Knie beugte. Seine Nase, seine Augen, seine Zähne, seine pomadisierten Haare und seine ganze prächtige Kleidung hatten einen Glanz wie Sachen, die man mit großer Sorgfalt hegt und pflegt.

Nachdem man die ersten Höflichkeitsformeln von der Freude über den Besuch der lieben Nachbarn ausgetauscht hatte, fing das Gespräch bereits zu stocken an. Dann wurde es wieder in Gang gebracht, indem man sich gegenseitig Liebenswürdigkeiten sagte, ohne recht den Grund dafür zu wissen. Man würde hoffentlich beiderseits die vortrefflichen Beziehungen zueinander fortsetzen. Es wäre doch zu schön, sich öfters zu besuchen, wo man das ganze Jahr auf dem Lande wohne.

Die eisige Luft des Salons drang allen durch Mark und Bein. Die Baronin hustete bereits, von heftigem Niesen zuweilen noch unterbrochen. Der Baron gab endlich das Zeichen zum Aufbruch. Die Brisevilles protestierten. „Wie? schon so eilig? Bleiben Sie doch noch ein wenig.“ Aber Johanna hatte sich bereits erhoben, trotz der Winke ihres Mannes, dem der Besuch zu kurz dünkte.

Man wollte dem Diener schellen, um den Wagen vorfahren zu lassen; aber die Schelle ging nicht. Der Hausherr stürzte selbst fort, und kam mit der Nachricht zurück, daß die Pferde noch im Stalle ständen.

Man mußte also warten. Jeder suchte nach einem Wort, um die Unterhaltung nicht einschlafen zu lassen. Man sprach von dem regnerischen Winter. Johanna fragte mit heimlichem Grausen, was die beiden so allein den ganzen Winter über machten. Die Brisevilles waren über diese Frage sehr erstaunt, denn sie

beschäftigten sich fortwährend, schrieben ihren durch ganz Frankreich verstreuten vornehmen Verwandten, brachten die Tage mit mikroskopischen Untersuchungen zu, beobachteten gegeneinander dieselbe steife Etikette wie gegen Fremde und unterhielten sich feierlich über die unbedeutendsten Dinge.

Diese beiden Leutchen, so klein, so sauber, so korrekt in ihrer Haltung kamen Johanna unter dem Plafond des unwohnlichen Salons, wo alles in Leinwand verpackt war, wie zwei in Vornehmheit eingemachte Wesen vor. —

Endlich erschien der Wagen mit seiner ungleichen Bespannung. Aber Marius war nicht dabei. Er hatte geglaubt, bis zum Abend frei zu sein, und war zweifelsohne ein wenig in die Nachbarschaft gegangen.

Julius bat wütend, man möge ihn zu Fuß zurücksenden. Nach vielen Abschiedsgrüßen hin und her schlug man endlich den Rückweg nach Peuples ein.

Sobald sie in der Kalesche saßen, begannen Johanna und ihr Vater, trotz des Druckes, der noch von Julius Ungezogenheit auf ihnen lastete, unter lautem Gelächter die Manieren und die Sprachweise der Brisevilles nachzumachen. Der Baron kopierte den Vicomte und Johanna die Vicomtesse. Aber die Baronin fand das unpassend und sagte:

„Es ist sehr unrecht, sich über sie lustig zu machen. Die Leute sind sehr comme il faut und von ausgezeichneter Familie.

Man schwieg, um Mütterchen nicht zu verletzen; aber unwillkürlich verfielen beide wieder von Zeit zu Zeit auf ihre alten Witze. Er machte eine zeremonielle Verbeugung und sagte mit feierlichem Ton:

„Ihr Schloß Peuples, Madame, muß sehr kalt sein, bei den heftigen Nordwinden, die da immer wehen.“

Sie nahm eine geschraubte Miene an und indem sie sich mit einem leichten Schütteln des Kopfes wie ein badender Enterich zierte, entgegnete sie:

„Oh, mein Herr, ich habe hier das ganze Jahr meine Beschäftigung. Dann haben wir so viele Verwandte, mit denen wir in Briefwechsel stehen. Und Herr von Briseville ladet mir alles auf. Er treibt mit dem Abbé Pelle zusammen gelehrte Forschungen. Sie schreiben gemeinschaftlich die Kirchengeschichte der Normandie.“

Die Baronin lachte nun doch, halb ärgerlich, halb ergötzt und wiederholte: „Man sollte sich doch nicht so über Standesgenossen lustig machen.“

Aber plötzlich hielt der Wagen an; man hörte Julius irgend jemandem nach rückwärts etwas zurufen. Johanna und der Baron, die sich aus dem Wagen gebeugt hatten, bemerkten ein sonderbares Wesen, das auf sie zu zu rollen schien. Es war Marius, der, so schnell ihn seine Füße trugen, dem Wagen gefolgt war. Seine Beine waren durch die fliegenden Rockschöße seiner Livree behindert, seine Augen blendete der hin- und herrutschende Hut; er schwenkte die Arme wie zwei Windmühlenflügel, patschte in die großen Wasserlachen, die er zu überspringen suchte, stolperte über alle Steine im Wege, hüpfte, schüttelte sich, und war ganz mit Schmutz bedeckt.

Sobald er den Wagen erreicht hatte, beugte Julius sich herab, faßte ihn am Kragen, zog ihn zu sich herauf und begann ihn mit Faustschlägen zu traktieren, so daß der Hut ihm bis auf die Schultern sank und es einen Ton wie eine Trommel gab. Der Bursche darunter heulte, suchte sich loszuwinden und vom Sitz zu springen, während sein Herr ihn mit der einen Hand festhielt und mit der anderen lustig drauf los schlug.

„Papa . . . ach! Papa!“ stammelte Johanna entsetzt; und die Baronin ergriff voll Entrüstung den

Arm ihres Mannes. „So halt ihn doch zurück, Jakob!" Da öffnete der Baron schnell das Fenster vorn am Wagen und faßte seinen Schwiegersohn am Arm.

„Haben Sie das Kind nun bald genug geschlagen?" fragte er mit zitternder Stimme.

„Sehen Sie denn nicht, wie der Tölpel seine Livree zugerichtet hat?" fragte Julius ärgerlich zurück.

„Ach, was hat denn das zu sagen!" entgegnete der Baron, der den Kopf zwischen die beiden gesteckt hatte. „So weit kann die Roheit doch nicht gehen."

„Lassen Sie mich gefälligst in Ruhe, das ist nicht Ihre Sache!" erhitzte sich Julius aufs neue und hob abermals die Hand. Aber sein Schwiegervater drückte ihm dieselbe mit solcher Kraft herunter, daß er sie gegen das Holz des Sitzes stieß.

„Wenn Sie nicht aufhören," schrie er heftig, „steige ich aus und werde Sie schon zur Ordnung bringen; das werde ich . . ." Der Vicomte beruhigte sich plötzlich und schlug achselzuckend, ohne ein Wort zu sagen, auf die Pferde ein, so daß sie in schnellem Trabe davon rannten.

Die beiden Damen, ganz aufgelöst, rührten sich kaum und man hörte deutlich im Innern des Wagens den lauten Herzschlag der Baronin.

Beim Diner war Julius liebenswürdiger wie gewöhnlich, als ob nichts vorgefallen wäre. Johanna, ihr Vater und Madame Adelaide, die in ihrer Gutmütigkeit schnell vergaßen und froh waren, ihn so liebenswürdig zu sehen, stimmten seiner heiteren Laune zu, wie bei jemandem, der sich auf der Besserung befindet. Als Johanna wieder auf die Brisevilles zu sprechen kam, stimmte ihr Mann selbst in ihre Scherze ein; aber er fügte dann schnell hinzu: „Ganz egal, vornehme Allüren haben sie doch."

Man machte keine weiteren Besuche, da jedes fürchtete, die Szene mit Marius könnte sich wiederholen. Man beschloß nur, zum Neujahrstage den Nachbarn Karten zu schicken und für den Besuch die ersten warmen Tage des nächsten Frühlings abzuwarten.

Weihnachten kam heran. Man hatte den Pfarrer, den Maire und dessen Frau zum Diner eingeladen und bat sie für Neujahr abermals zu demselben. Dies waren die einzigen Zerstreuungen, welche die Einförmigkeit der Tage unterbrachen.

Papa und Mütterchen wollten Peuples am 9. Januar verlassen. Johanna hätte sie gern noch zurückgehalten, aber Julius schien dafür weniger eingenommen zu sein. Der Baron, der die immer mehr zunehmende Kälte seines Schwiegersohnes bemerkte, ließ einen Postwagen von Rouen kommen.

Am letzten Tage vor ihrer Abreise, als man mit dem Packen fertig war, beschlossen Johanna und ihr Vater bei dem klaren Frostwetter einen Spaziergang nach Yport zu machen, wo sie seit ihrer Rückkehr von Korsika nicht mehr gewesen waren.

Sie kamen durch das Gehölz, wo sie an ihrem Hochzeitstage mit Julius gewesen war. Damals war sie ganz aufgegangen in dem, dessen Gefährtin sie fürs ganze Leben sein sollte; in diesem Holze hatte sie seine ersten Zärtlichkeiten empfangen, hatte im ersten Liebesschauer gezittert, hatte jenen Sinnesgenuß vorausgefühlt, den sie in Wirklichkeit erst in dem romantischen Ota-Tale, dort an der Quelle kosten sollte, als ihre Küsse sich unter dem Wasser vermengten.

Jetzt gab es kein Laub mehr, keine sprossenden Kräuter; man hörte nur noch das Knarren der Äste

und jenen trockenen Ton, den die entlaubten Zweige im Winter von sich geben.

Sie kamen in das Dörfchen. Die öden, stillen Straßen dufteten nach Meeresluft, nach Seegras und Fischen. Die großen lohfarbenen Netze, die vor den Häusern hingen oder auf dem Boden ausgebreitet waren, trockneten noch wie sonst an der Luft. Das graue, kalte Meer mit seinen ewig grollenden Schaumwogen begann zu sinken; schon lagen nach Fekamp zu die grünlichen Felsen am Fuß der Küste entblößt. Die großen, umgestülpten Kähne längs des Strandes sahen wie mächtige, tote Fische aus. Der Abend brach herein. — Die Fischer kamen in Gruppen heran, schwerfällig in ihren großen Wasserstiefeln dahinschreitend, den Kopf mit einem Wolltuch verhüllt, eine Branntweinflasche in der einen Hand und in der andern die Bootslaterne. Lange umstanden sie ihre umgestülpten Fahrzeuge, rückten sie dann zurecht und luden mit echt normännischer Langsamkeit ihre Netze, ihre Bojen, ein dickes Brot, einen Topf Butter und die Branntweinflasche ein. Dann schoben sie die Barke ans Wasser, die mit großem Geräusch über den Kies rollte, den Schaum aufspritzen ließ und auf den Wogen schwamm. Einige Augenblicke tanzte sie hin und her, dann breitete sie wie ein Vogel ihre großen braunen Flügel aus und allmählich verschwand ihr kleines Licht an der Spitze des Mastbaumes im Dunkel der Nacht.

Die starkknochigen Fischerfrauen, deren dürre Beine unter den kurzen Röcken hervorsahen, kehrten, als der letzte Fischer abgefahren war, in das öde Dorf zurück und erfüllten mit ihren kreischenden Stimmen die stille Ruhe der Nacht.

Schweigend betrachteten der Baron und Johanna die Ausfahrt dieser Leute, welche sie jede Nacht unternahmen und bei der sie jedesmal ihr Leben aufs Spiel

setzten, um nicht vor Hunger zu sterben. Und doch ging es ihnen so schlecht, daß sie niemals ein Stück Fleisch auf dem Tische sahen.

„Das ist schrecklich und schön zugleich,“ sagte der Baron mit einem begeisterten Blick auf den Ozean. „Dieses Meer mit seiner Finsternis, auf dem so mancher sein Leben läßt. Großartig, nicht wahr, Johanna?“

„Aber doch noch nichts gegen das Mittelländische Meer,“ sagte sie mit kühlem Lächeln.

„Das Mittelländische Meer?“ sagte ihr Vater fast entrüstet. „Was ist das? Öl, Zuckerwasser, blaues Wasser in einem Waschbecken. Sieh nur dieses hier, wie schrecklich es ist mit seinen Schaumwellen. Und denke nur an alle diese Leute, die darauf hinausgefahren sind und die niemals zurückkehren.“

„Nun ja, wie du meinst,“ sagte Johanna mit einem Seufzer. Aber dieses Wort „Mittelländisches Meer“, das ihr auf die Lippen gekommen war, hatte aufs neue ihr Herz getroffen, und sie in Gedanken wieder in jene Gegenden versetzt, die alle ihre Träume erfüllten.

Vater und Tochter kehrten nicht wieder durch das Gehölz zurück, sie benutzten die Landstraße und stiegen langsam die Küste hinan, das Herz voll Traurigkeit ob der bevorstehenden Trennung.

Zuweilen, während sie den Gräben des Pachthofes entlang gingen, schlug ihnen der Geruch von zerquetschten Äpfeln, dieser eigentümliche Dunst von frischem Cider ins Gesicht, der zu dieser Zeit über der ganzen Normandie zu lagern scheint. Dazwischen mengte sich ein kräftiger Stalldunst, jener gesunde, warme Dunst, wie er aus dem Kuhstall hervordringt. Im Hintergrunde des Hofes zeigte ein kleines erleuchtetes Fenster die Stelle an, wo das Wohnhaus stand.

Johanna kam es vor, als ob ihr Herz sich erweitere und unsichtbare Dinge umfasse. Diese einzelnen Lichter, die in der Gegend ringsum verstreut waren, schienen ihr das getreue Abbild der Einsamkeit jener Wesen, die stets für sich leben, stets von allem getrennt sind, und die alles von jenen abzieht, welche sie lieben würden.

„Das Leben ist nicht immer schön,“ sagte sie hierauf in resigniertem Tone.

„Was kann man machen, Kindchen?“ seufzte der Baron, „wir können es nicht ändern.“

Am andern Morgen reisten die Eltern ab. Johanna und Julius waren nun allein.

VII.

Das Kartenspiel fing jetzt an, im Leben des jungen Paares eine Rolle zu spielen. Jeden Tag nach dem zweiten Frühstück spielte Julius mehrere Partien Besigue mit seiner Frau, wobei er fortwährend seine Pfeife rauchte und sich die Kehle mit Kognak ausspülte, von dem er sechs bis sieben Gläschen trank. Hierauf ging Johanna in ihr Zimmer, setzte sich ans Fenster und stickte lässig an dem Saum eines Rockes, während der Regen an die Fenster schlug und der Wind an den Läden rüttelte. Hin und wieder hob sie ermattet den Blick und betrachtete in der Ferne das tobende Meer. Dann, nachdem sie eine Weile so ins Leere gestarrt hatte, nahm sie unmutig ihre Arbeit wieder auf.

Im übrigen gab es für sie wirklich nichts anderes zu tun; denn Julius hatte die Leitung des ganzen

Haushaltes an sich gerissen, um dem Bedürfnisse seiner Herrschsucht und seinem Hang zur Sparsamkeit zu genügen. Er war von einem geradezu lächerlichen Geize beseelt, gab niemals ein Trinkgeld und beschränkte die Kost der Leute aufs äußerste. Selbst Johanna mußte darunter leiden. Früher hatte sie sich, solange sie in Peuples war, jeden Morgen durch den Bäcker einen kleinen normännischen Wecken bringen lassen. Julius erklärte dies für Luxus und sie mußte sich mit gerösteten Brotschnittchen begnügen.

Sie wagte keine Einwendungen, um den endlosen Auseinandersetzungen, Debatten und Klagen zu entgehen; aber jeder neue Beweis von dem Geize ihres Mannes wirkte auf sie wie ein Nadelstich. Ihr, die in einer Atmosphäre groß geworden war, wo das Geld keine Rolle spielte, schien das niedrig und verabscheuenswert. „Das Geld ist doch dazu da, daß man es ausgibt," hatte sie ihre Mutter so oft sagen hören; jetzt hieß es bei Julius: „Kannst du dir denn gar nicht abgewöhnen, das Geld zum Fenster hinauszuwerfen?" Und jedesmal, wenn er von einer Lohnzahlung oder einer Rechnung einige Sous abgezwackt hatte, ließ er schmunzelnd das Geld in die Tasche gleiten, indem er sagte: „Aus kleinen Bächen fließen die großen Ströme zusammen."

Zuweilen indessen verfiel sie wieder in ihre geliebte, alte Träumerei. Sie hörte langsam auf zu arbeiten, ihre Hände glitten in den Schoß, und den Blick versunken, gab sie sich den selbstgesponnenen Romanen ihrer Mädchenzeit hin, in denen sie allerhand niedliche Abenteuer im Geiste erlebte. Aber plötzlich weckte sie dann die Stimme ihres Mannes, der dem alten Papa Simon irgend einen Befehl gab, aus diesen süßen Träumen. „Es ist zu Ende," sagte sie dann, ihre Arbeit wieder aufnehmend, während eine Träne auf ihre Finger fiel, die die Nadel führten.

Auch Rosalie, die ehemals so vergnügt war und den ganzen Tag über sang, hatte sich vollständig verändert. Ihre einst so blühenden, vollen Wangen hatten die frische, rote Farbe verloren; sie schienen jetzt eingefallen und zeigten zuweilen eine aschgraue Färbung.

„Bist du krank, liebes Kind?" fragte Johanna sie öfters.

„Nein, Madame," antwortete das Mädchen stets, wobei ihr das Blut ins Gesicht stieg. Und dann entfernte sie sich rasch.

Statt wie sonst leichten Schrittes dahinzufliegen, schleppte sie sich jetzt mühsam herum. Sie hatte ihre einstige Schelmerei vollständig verloren und machte keine Einkäufe mehr bei den Hausierern, die ihr vergebens ihre seidenen Tücher, ihre Korsetts und ihre Parfümerien anboten.

Das Haus mit seiner regengeschwärzten Fassade machte einen finsteren, traurigen Eindruck, und die Schritte der Menschen widerhallten in demselben wie in einer Gruft.

Gegen Ende Januar war starker Schneefall. Man sah von weitem die großen schweren Wolken aus Norden her über das schwarze Meer dahinjagen, und dann begann der Flockentanz. In einer Nacht war die ganze Gegend in Schnee gehüllt und am andern Morgen trugen Bäume und Sträucher die bekannte weiße Verzierung.

Julius, in hohen Stiefeln, das Gesicht in Falten, verbrachte seine Zeit damit, daß er, im Hintergrunde des Bosquets in einem Graben kauernd, der nach der Haide zu mündete, auf Zugvögel schoß. Von Zeit zu Zeit hallte ein Flintenknall durch das eisige Schweigen der Flur; Scharen von aufgescheuchten Krähen erhoben sich in die Luft, um sich dann wieder auf den umstehenden Bäumen niederzulassen.

Johanna, von Langeweile gequält, trat hin und wieder auf die Schloßrampe heraus. Nur von weitem widerhallte lebendiges Treiben durch die schläfrige Ruhe, die über dem öden, traurigen Schneetuche lag.

Sonst hörte sie nichts als das entfernte Grollen des Meeres und das unbestimmte, fortgesetzte Geräusch des fallenden Schnees.

Dichter und dichter hüllte sich die Erde in diesen weißen, flockigen Mantel ein.

An einem dieser öden Wintermorgen saß Johanna am Kamin und wärmte sich die Füße, während Rosalie, stets mehr und mehr verändert, langsam das Bett machte. Plötzlich hörte die junge Frau hinter sich einen tiefen Seufzer.

„Was hast du nur?" fragte sie, ohne sich umzusehen.

„Nichts, Madame," antwortete das Mädchen wie immer. Aber ihre Stimme schien zitternd und kläglich.

Johanna dachte schon wieder an etwas anderes, als ihr plötzlich auffiel, daß sie kein Geräusch mehr von dem jungen Mädchen hörte. „Rosalie!" rief sie; aber nichts rührte sich. „Rosalie!" rief sie lauter, weil sie glaubte, das Mädchen sei herausgegangen. Schon streckte sie die Hand nach dem Glockenzuge neben ihr aus, als ein tiefer Seufzer ganz dicht hinter ihr sie veranlaßte, sich erschreckt umzuwenden.

Die Kammerzofe saß bleich, mit verstörtem Blick auf dem Boden, den Rücken an das Bett gelehnt.

„Was hast du; was fehlt dir?" rief Johanna aufspringend.

Jene sprach kein Wort, machte keine Bewegung. Sie heftete den verwirrten Blick auf ihre Herrin und stöhnte, wie von furchtbaren Schmerzen gepeinigt. Dann plötzlich krümmte sich ihr ganzer Körper, sie glitt auf

den Rücken und stieß zwischen den zusammengebissenen Zähnen einen entsetzlichen Schrei hervor.

Dann regte sich etwas unter ihren Röcken zwischen den auseinander gesperrten Schenkeln. Ein seltsamer Ton, ein Kollern, ein ersticktes Gurgeln drang hervor. Plötzlich klang es wie das langverhaltene Miauen einer Katze, wie ein leises, klägliches Gewimmer; der erste Schmerzensschrei eines neugeborenen Kindes.

Johanna begriff plötzlich alles; sie verlor völlig den Kopf, und „Julius! Julius!“ rufend, stürzte sie an die Treppe.

„Was gibt's denn?“ antwortete jener von unten her. —

„Ach ... komm nur 'mal ... Rosalie hat ...“ konnte sie kaum hervorbringen.

Zwei Stufen auf einmal nehmend stürmte Julius herauf, trat eiligst ins Zimmer, lüftete mit einem Ruck die Kleider des Mädchens und entdeckte ein schauderhaft elendes, runzliges, wimmerndes, verschrumpftes und schmutziges Wurm, das zwischen den entblößten Beinen lag.

Er wandte sich zornig um, schob seine entsetzte Frau zur Tür hinaus und sagte:

„Das ist nichts für dich. Geh hinunter und schicke mir Ludivine und Papa Simon.“

Johanna stieg zitternd in die Küche herunter. Sie wagte nicht wieder heraufzugehen und trat in den Salon, der seit der Abreise ihrer Eltern nicht mehr geheizt worden war. Dort wartete sie ängstlich auf weitere Nachrichten..

Bald sah sie den alten Diener eiligst über den Hof laufen und kurze Zeit darauf mit der Witwe Dentu, der Hebamme des Ortes, zurückkehren. Dann gab es ein großes Geräusch auf der Treppe, als ob man einen Verwundeten hinuntertrüge. Julius kam herein und sagte ihr, sie könnte wieder heraufgehen.

Sie zitterte, als hätte sie Zeugin eines furchtbaren Ereignisses sein müssen. „Wie geht es ihr?“ fragte sie, sich wieder ans Fenster setzend.

Julius ging zerstreut und aufgeregt im Zimmer auf und ab; er schien sogar zornig zu sein. Zuerst antwortete er gar nichts und setzte seinen Spaziergang durchs Zimmer fort.

„Was denkst du mit dem Mädchen anzufangen?“ fragte er dann nach einiger Zeit.

Sie sah ihn verständnislos an.

„Wie? Was wolltest du sagen? Ich kenne mich nicht aus.“

„Wir können doch keinen Bastard in unserem Hause behalten,“ schrie er plötzlich zornig auf.

Johanna war anfangs ganz verwirrt.

„Aber, mein Lieber, vielleicht könnte man das Kind in Pflege geben,“ sagte sie dann nach längerem Schweigen.

„Und wer soll das bezahlen?“ unterbrach er sie. „Du wohl jedenfalls, nicht wahr?“

Sie dachte lange über eine Lösung nach.

„Aber das wird doch der Vater des Kindes tun,“ sagte sie dann. „Und wenn er Rosalie heiratet, dann sind ja weiter keine Schwierigkeiten.“

„Der Vater? . . . der Vater? . .“ rief Julius wie am Ende seiner Geduld ganz außer sich. „Kennst Du ihn denn, . . . den Vater? . . . Nein . . . natürlich nicht . . . Nun also, was? . . .“

„Aber er kann doch das Mädchen nicht so im Stich lassen,“ sagte sie entrüstet. „Das wäre eine Feigheit. Wir wollen nach seinem Namen fragen, ihn aufsuchen und er muß sich erklären.“

Julius hatte sich beruhigt und begann wieder auf und ab zu gehen.

„Aber, meine Liebe, sie will ihn nicht nennen, den Namen dieses Mannes; sie wird Dir auch nicht

mehr bekennen, wie mir . . . und wenn er nichts von ihr wissen will, der Vater . . .? Wir können doch unmöglich eine Mutter mit ihrem Bankert unter unserem Dache behalten. Begreifst Du das?"

„Dann ist es ein Elender, dieser Mensch," sagte Johanna entrüstet. „Aber wir müssen ihn herauszubekommen suchen, und dann soll er Rede und Antwort stehen."

„Aber . . . angenommen . . ." erhitzte sich Julius, aufs neue sehr rot werdend.

„Was schlägst Du denn vor?" unterbrach sie ihn, nicht wissend, wofür sie sich entscheiden sollte.

„Nun, was mich betrifft," sagte er schnell, „so ist die Sache sehr einfach. Ich würde ihr einiges Geld geben und sie mit ihrem Balg zum Kuckuck jagen."

Aber die junge Frau widersetzte sich ganz empört.

„Das geschieht niemals," sagte sie. „Dieses Mädchen ist meine Milchschwester; wir sind zusammen aufgewachsen. Sie hat einen Fehltritt getan, allerdings; aber ich werde sie deshalb nicht vor die Türe setzen. Und wenn es nötig ist, so werde ich das Kind aufziehen."

„Und wir werden in ein schönes Gerede kommen," brach Julius los, „wir anderen, mit unserem Namen und unseren Beziehungen! überall wird es heißen, daß wir das Laster beschützen, daß wir das Gesindel warm halten. Anständige Leute werden den Fuß nicht mehr in unser Haus setzen. Woran denkst Du nur eigentlich? Du mußt von Sinnen sein?"

„Ich werde Rosalie niemals hinauswerfen lassen," sagte sie ruhig bleibend. „Wenn Du sie nicht hier behalten willst, so wird meine Mutter sie zu sich nehmen. Wir werden schließlich doch den Namen des Vaters herausbekommen müssen.""

Da ging er wütend hinaus, schlug krachend die Tür zu und rief:

„Die Weiber sind verrückt mit ihren Ideen!“

Nachmittags ging Johanna zu der Wöchnerin herunter. Die Zofe, von Frau Dentu gepflegt, lag regungslos im Bett, während die Wärterin das neugeborene Kind auf den Armen wiegte.

Sobald sie ihre Herrin bemerkte, fing Rosalie an zu schluchzen und bedeckte von Scham gepeinigt das Gesicht mit dem Bettuch. Johanna wollte sie küssen, aber sie wehrte sich und ließ das Tuch nicht fahren. Da legte sich die Wärterin ins Mittel und zog das Tuch fort. Schließlich ließ sie sich's gefallen und weinte nur noch still vor sich hin.

Ein schwaches Feuer brannte im Kamin; es war kalt und das Kleine begann zu weinen. Johanna wagte nicht von ihm zu sprechen, aus Furcht, bei der Mutter abermals eine Erschütterung hervorzurufen. Sie hatte die Hand derselben ergriffen und sagte immer nur:

„Es hat nichts zu bedeuten, wirklich nicht.“

Das arme Mädchen blickte verstohlen auf die Wärterin und zuckte bei jedem Schrei des kleinen Würmchens zusammen. Von Zeit zu Zeit brach sie von Schmerz und Scham gepeinigt in krampfhaftes Schluchzen aus, während die zurückgehaltenen Tränen ein rasselndes Geräusch in ihrer Kehle hervorriefen.

Johanna küßte sie abermals und flüsterte ihr leise ins Ohr:

„Wir werden schon gut für das Kind sorgen.“ Dann entfernte sie sich schnell, als ein neuer Tränenstrom im Anzuge war.

Täglich ging sie zur Wöchnerin herunter, und jedesmal brach Rosalie beim Anblick ihrer Herrin in Tränen aus.

Das Kind wurde bei einer Nachbarin in Pflege gegeben.

Julius sprach kaum noch ein Wort mit seiner Frau; es war als hegte er einen großen Zorn gegen sie, daß sie die Zofe nicht entlassen wollte. Eines Tages kam er wieder auf dieses Thema zurück; aber sie zog einen Brief der Baronin aus der Tasche, worin dieselbe verlangte, daß man ihr sofort das Mädchen sende, falls es nicht in Peuples bleiben könnte.

„Deine Mutter ist ebenso verrückt wie Du," schrie er erbost. Aber er bestand nicht weiter auf seinem Verlangen.

Drei Wochen später konnte die Wöchnerin sich wieder erheben und ihren früheren Dienst versehen.

Eines Morgens hieß Johanna sie Platz nehmen, ergriff ihre Hände und sagte, ihr forschend ins Auge schauend:

„Nun, Kind, sage mir alles."

„Was denn, Madame?" stammelte Rosalie zitternd.

„Wem gehört es, das Kind?"

Da wurde das arme Mädchen von Verzweiflung ergriffen; ängstlich suchte sie die Hände frei zu bekommen, um ihr Antlitz damit zu bedecken.

Aber Johanna küßte sie wider ihren Willen und sagte tröstend:

„Es ist ein Unglück; was soll man machen, Kind? Du bist schwach gewesen, aber das passiert anderen auch. Wenn der Vater dich heiratet, wird sich niemand mehr darum kümmern. Und wir werden ihn mit dir in unseren Dienst nehmen."

Rosalie seufzte wie unter furchtbaren Qualen und machte von Zeit zu Zeit den Versuch, loszukommen und davonzulaufen.

„Ich begreife dein Schamgefühl völlig," begann Johanna wieder, „aber du siehst, daß ich dir nicht böse bin, daß ich dir im Guten zurede. Ich frage dich nach dem Namen des Mannes nur zu deinem

Besten, weil ich mit dir den Schmerz empfinde, daß er dich im Stich läßt. Das möchte ich verhindern. Julius wird ihn schon finden, weißt du; und wir werden ihn zwingen, dich zu heiraten. Und da wir euch dann beide unter den Augen haben, so werden wir auch dafür sorgen, daß er dich glücklich macht.“

Diesmal machte Rosalie eine so krampfhafte Anstrengung, daß es ihr gelang, die Hände frei zu bekommen, worauf sie wie besessen zum Zimmer hinaus rannte.

„Ich wollte Rosalie bestimmen, mir den Namen ihres Verführers zu nennen,“ sagte Johanna abends beim Diner zu ihrem Gatten, „aber ich habe keinen Erfolg gehabt. Versuche du es doch noch einmal, damit wir den Elenden zwingen, sie zu heiraten.“

„Du weißt doch,“ sagte Julius, sofort sehr hitzig werdend, „daß ich für meine Person von dieser Geschichte nichts mehr hören mag. Du hast das Mädchen behalten wollen; nun schön, behalte sie. Aber verschone mich gefälligst mit dieser Angelegenheit.“

Seit der Niederkunft Rosaliens schien er außerordentlich reizbarer Stimmung geworden zu sein. Er hatte sich angewöhnt, nur noch in schreiendem Tone mit seiner Frau zu sprechen, als wenn er immerfort in Wut wäre. Sie dagegen dämpfte die Stimme und betrug sich sehr sanft, um jeden Zwist zu vermeiden. Zuweilen aber weinte sie nachts in ihrem Bette recht bitterlich.

Rosalie war bald vollständig genesen und wurde weniger traurig, obschon sie stets noch etwas gedrückter Stimmung war, wie wenn sie von irgend einer unerklärlichen Furcht beseelt wäre.

Zweimal noch machte Johanna den Versuch, sie wegen des Vaters zu befragen, aber jedesmal wußte sich das Mädchen ihr zu entziehen.

Auch Julius schien in der letzten Zeit liebenswürdiger geworden zu sein. Die junge Frau gab sich schon wieder neuen Hoffnungen hin und ihre alte Heiterkeit kehrte zurück. Hin und wieder spürte sie allerdings eine eigentümliche Unbehaglichkeit, von der sie jedoch nicht sprach. Der Frost draußen hielt immer noch an, und seit nun bald fünf Wochen breitete sich ein kristallheller, blauer Himmel, der nachts mit Milliarden funkelnder Sterne besäet war, über die dichte, festgefrorene, glänzende Schneefläche aus.

Die Pächterhäuser, einsam in ihren viereckigen Höfen, hinter einem Vorhang von großen, dichtbereiften Bäumen, schienen wie in einem weißen Hemde eingeschlafen zu sein. Man sah dort weder Menschen noch Tiere herauskommen; nur die Ziegelschornsteine zeigten durch den dünnen Rauch, der sich aus ihnen emporringelte und kerzengerade in die kalte Luft aufstieg, daß noch Leben in dieser Einsamkeit war.

Die Ebene, die Hügel, die Ulmen am Saume des Parks, alles schien erstorben, hingemordet durch die Kälte. Zuweilen hörte man in den Bäumen ein Krachen, als wenn ihre hölzernen Glieder unter der Rinde geborsten wären; und mitunter löste sich ein großer Zweig ab und fiel zur Erde, nachdem der eisige Frost seinen Saft erstickt und seine Fasern zerrissen hatte.

Johanna wartete sehnsüchtig auf die Wiederkehr milderer Witterung, indem sie die unbestimmten Schmerzen, an denen sie litt, auf die Einwirkung der schrecklichen Kälte schob.

Bald konnte sie nichts essen und hatte einen Abscheu vor jeder Nahrung, bald schlug ihr Puls heftig, bald verursachte ihr die kleinste Mahlzeit die stärksten Indigestionen. Ihre Nerven waren seltsam erregt und sie lebte in einem beständigen und unerträglichen Wechsel der Gefühle.

Eines Abends stand das Thermometer noch niedriger wie gewöhnlich. Julius saß, vor Frost zitternd, bei Tische, denn im Speisezimmer wurde, um Holz zu sparen, niemals geheizt. „Heute abend wollen wir es uns gemütlich machen, nicht wahr, mein Schatz?" sagte er, sich die Hände reibend.

Er lachte mit seinem alten, gutmütigen Lächeln und Johanna flog ihm an den Hals. Aber sie fühlte sich gerade an diesem Abend so unwohl, so voll Schmerzen, so seltsam nervös, daß sie ihn leise unter zärtlichen Küssen bat, sie heute allein zu lassen. Sie setzte ihm mit wenigen Worten ihr Unwohlsein auseinander. „Ich bitte dich, Liebster, ich versichere dich, daß ich nicht wohl bin. Morgen wird mir jedenfalls besser sein."

„Wie du willst, Liebling," sagte er nachgebend. „Sorg nur gut für dich, wenn du nicht wohl bist."

Man sprach dann von anderen Dingen.

Johanna ging beizeiten schlafen. Julius ließ ausnahmsweise in seinem Wohnzimmer nochmals einheizen. Als ihm gemeldet wurde, daß es „ordentlich brenne", küßte er seine Frau auf die Stirn und ging fort. —

Das ganze Haus schien vor Kälte zu starren. Die Wände, vollständig durchfroren, ließen ein Geräusch, wie leichtes Schaudern vernehmen; und Johanna zitterte in ihrem Bette.

Zweimal stand sie auf, um Holz auf den Herd zu werfen und Kleider, Röcke und allerlei altes Zeug auf ihr Bett zu legen. Nichts konnte sie warm machen. Ihre Füße blieben eiskalt, ihr Leib dagegen und ihre Brust wurden von seltsamen Zuckungen gequält, so daß sie sich fortwährend von einer Seite auf die andere legte, ohne Ruhe zu finden. Ihre nervöse Erregtheit nahm mit jeder Minute zu.

Bald klapperte sie mit den Zähnen, ihre Hände zitterten, ihre Brust dehnte sich. Ihr Herz schlug manchmal heftig und schien dann plötzlich wieder auszusetzen. In ihrer Kehle rasselte es, als könne sie nicht genügend Luft bekommen.

Eine furchtbare Angst hielt sie befangen, während die schreckliche Kälte ihr unwiderstehlich bis zum Gehirn drang. Sie hatte so etwas noch nie empfunden, hatte sich noch nie im Leben so schwach, so wie zum Sterben gefühlt.

„Es geht zu Ende mit mir; ich sterbe...“ dachte sie. Und von Furcht ergriffen sprang sie aus dem Bett, schellte Rosalie, wartete, schellte abermals, und wartete wieder, während sie fast vor Frost erstarrte.

Die Zofe kam nicht. Ohne Zweifel lag sie im ersten festen Schlafe, aus dem man nicht leicht erwacht. Johanna, der die Sinne fast vergingen, stürzte barfuß an die Treppe.

Geräuschlos tappte sie hinauf, fand die Tür, öffnete sie und rief: „Rosalie!“ Sie schritt immer weiter vor, tastete sich nach dem Bett, fuhr mit der Hand darüber und fand es leer. Es war unberührt und kalt; niemand konnte darin geschlafen haben.

„Merkwürdig, daß sie bei solchem Wetter noch irgendwo herumläuft,“ sagte sie bei sich.

Da aber ihre Herzaffektion immer heftiger wurde, stieg sie mit zitternden Knieen wieder herunter, um Julius zu wecken.

Hastig trat sie bei ihm ein, von dem Gefühl gepeinigt, daß sie sterben müsse und von dem Verlangen beseelt, ihn noch einmal zu sehen, ehe sie das Bewußtsein verlor.

Beim Schimmer des halberloschenen Feuers bemerkte sie auf dem Kopfkissen neben ihrem Manne das Gesicht Rosaliens. — — —

Bei dem Schrei, den sie ausstieß, richteten sich beide empor. Einen Augenblick stand sie regungslos vor Schreck über diese Entdeckung. Dann rannte sie davon, in ihr Zimmer zurück. Julius hatte ihren Namen gerufen, und sie hatte eine entsetzliche Furcht, ihn sehen zu müssen, seine Stimme zu hören; sie hätte es nicht ertragen können, jetzt seine Auseinandersetzungen, seine Lügen zu vernehmen, ihm Auge in Auge gegenüber zu stehen. Und abermals stürzte sie an die Treppe, um herunter zu eilen.

Als sie unten war, setzte sie sich auf eine Treppenstufe, immer noch nur im Hemd und bloßfüßig; halb von Sinnen saß sie da.

Julius war aus dem Bett gesprungen und zog sich schnell an. Sie hörte, wie er hastig herbeikam. Sie wandte sich um, um abermals zu fliehen. Schon kam er die Treppe herunter und rief: „Johanna, höre doch!"

Nein; sie wollte nicht hören, noch sich auch nur mit einer Fingerspitze berühren lassen. Sie stürzte in den Speisesaal; sie floh vor ihm wie vor einem Mörder. Sie suchte einen Ausgang, ein Versteck, irgend einen dunklen Winkel, um ihm auszuweichen. Sie kroch schließlich unter den Tisch. Aber schon öffnete er, ein Licht in der Hand, die Türe, immer wieder „Johanna" rufend. Sie floh von neuem wie ein aufgescheuchter Hase, stürzte in die Küche, rannte zweimal darin rings umher wie ein gehetztes Wild; und als er ihr dorthin nachkam, öffnete sie hastig die Tür zum Garten und flüchtete ins Freie.

Die eisige Berührung des Schnees, in dem sie mit ihren nackten Füßen oft bis an die Kniee versank, flößte ihr plötzlich eine verzweiflungsvolle Energie ein. Trotz ihrer Blöße spürte sie keine Kälte; sie empfand nichts mehr außer der beklemmenden Seelenangst.

Weiß wie der Boden selbst rannte sie weiter. Sie verfolgte die gerade Allee, flüchtete durch das Bosquet, sprang über den Graben und rannte auf die Heide.

Der Mond war noch nicht zu sehen; die Sterne glänzten am dunklen Himmel wie Milliarden kleiner Lichter. Die Ebene aber lag hell und klar vor ihr, schmutzig weiß, starr und regungslos in ewigem Schweigen.

Atemlos rannte Johanna weiter, ohne zu überlegen, ohne zu wissen, was sie tat. Und plötzlich befand sie sich am Rand der Küste. Instinktiv blieb sie halten und kauerte sich nieder; sie war nicht mehr Herrin ihres Willens und ihrer Gedanken.

In dem finsteren Dunkel vor ihr strömte das unsichtbare, schweigsame Meer seinen salzigen und mit dem Sumpfgeruch des Seegrases vermischten Duft aus. —

Lange kauerte sie dort, geistig und körperlich wie gelähmt. Dann plötzlich begann sie zu zittern, aber es war ein eigentümliches Zittern, wie bei einem vom Winde hin- und hergezerrten Segel. Ihre Arme, ihre Hände, ihre Füße wurden wie von einer unsichtbaren Macht geschüttelt; sie wurden in heftigen Stößen hin- und hergeschwenkt. Plötzlich kehrte ihr Bewußtsein klar und deutlich zurück.

Bilder aus der Vergangenheit spiegelten sich vor ihrem Geiste wieder. Die Fahrt mit ihm im Boote des Papa Lastique, ihre Plauderei, die beginnende Liebe, die Taufe der Bark. Sie griff dann weiter zurück bis auf den seltsamen Traum der ersten Nacht in Peuples. Und jetzt! ja jetzt? Ach! ihr Leben war vernichtet, jede Freude zu Ende, jede Hoffnung aussichtslos; vor ihr lag nur die furchtbare Zukunft mit all ihren Qualen, mit ihrer Enttäuschung und Verzweiflung. Lieber jetzt sterben! Dann war alles zu Ende.

„Hier, hier sind ihre Fußspuren; schnell, schnell hierher!“ hörte sie plötzlich eine Stimme rufen. Es war Julius, der sie suchte.

Ach! sie wollte ihn nicht wiedersehen. In dem Dunkel vor sich hörte sie jetzt ein leichtes Geräusch, das unbestimmte Rauschen des Meeres am Fuße der Felsen.

Sie erhob sich, fest entschlossen, sich herabzustürzen. Schon nahm sie Abschied vom Leben und seufzte verzweifelt das eine Wort aller Sterbenden, das eine Wort „Mutter“, mit dem der junge Soldat in der Schlacht sein Leben aushaucht.

Plötzlich trat ihr der Gedanke an ihr Mütterchen vor die Seele. Sie sah sie schluchzen, sah den Vater verzweifelt vor ihrer Leiche knieen, sie erlitt einen Augenblick mit ihnen zusammen all ihr Leid und ihren Jammer.

Da sank sie langsam rückwärts in den Schnee. Sie rannte nicht mehr fort, als Julius und Papa Simon mit Marius, der eine Laterne trug, herbeikamen und sie bei den Armen greifend rückwärts zogen; denn so nahe war sie schon am Rand des Gestades.

Jene konnten mit ihr machen was sie wollten; denn sie rührte sich nicht mehr. Sie fühlte, wie man sie aufhob, dann, wie man sie auf ein Bett legte und mit warmen Tüchern rieb. Schließlich schwand ihr jede Erinnerung, jedes Bewußtsein.

Dann quälte sie ein Alpdruck. War es wirklich ein solcher? Sie lag in ihrem Zimmer. Es war lichter Tag, aber sie konnte nicht aufstehen. Warum nicht? Sie begriff es nicht. Sie hörte ein Geräusch auf dem Fußboden, ein Kratzen, ein Rascheln und plötzlich huschte eine Maus, eine kleine graue Maus, eiligst über ihre Decke. Bald folgte eine zweite, eine dritte,

die sich mit ihrem kurzen, schnellen Trippeln auf ihre Brust zu bewegten. Johanna hatte keine Furcht; sie wollte vielmehr das Tierchen ergreifen und streckte die Hand aus. Aber es gelang ihr nicht.

Dann kamen noch mehr Mäuse; zehn, zwanzig, hundert, tausend schienen aus dem Boden hervorzukommen. Sie kletterten haufenweise an den Tapeten empor; sie bedeckten ihr ganzes Bett. Bald drangen sie unter die Decke. Johanna fühlte, wie sie über ihre Haut krochen, über ihre Füße huschten und an ihrem Körper emporkletterten. Sie sah sie vom Fußende des Bettes nach ihrer Kehle zu vordringen; sie wehrte sich verzweifelt, ballte die Hände, um eine zu ergreifen, aber ihre Hände blieben stets leer.

Entsetzt wollte sie fliehen, sie schrie, und es schien ihr, als ob man sie festhielt, als ob kräftige Arme sie umschlossen hätten; aber sie sah niemanden.

Sie hatte keine Ahnung von der Zeit. Es mußte lange, sehr lange gedauert haben.

Dann endlich hatte sie ein Erwachen, ein langsames Erwachen, wie aus einem totenähnlichen Schlafe; aber immerhin ein süßes Erwachen. Sie öffnete die Augen und war durchaus nicht erstaunt, ihr Mütterchen im Zimmer mit einem dicken Herrn sitzen zu sehen, den sie nicht kannte.

Wie alt war sie eigentlich? Sie wußte es nicht und hielt sich noch für ein ganz kleines Mädchen. Sie hatte jede Erinnerung verloren.

„Sehen Sie, das Bewußtsein kehrt zurück!" hörte sie den dicken Herrn sagen. Und Mütterchen begann zu weinen.

„Nur ruhig, Madame!" begann der dicke Herr wieder. „Ich stehe jetzt für alles ein. Aber sagen Sie nichts; sprechen Sie von nichts. Wenn sie nur schliefe!"

Und es schien Johanna, als ob sie noch lange so regungslos dagelegen hätte, von einem tiefen Schlummer befangen. Sie suchte sich auch gar nicht die Vergangenheit ins Gedächtnis zurückzurufen, wie in einer unbestimmten Furcht, die Wirklichkeit vor sich auftauchen zu sehen.

Da, einmal, als sie erwachte, bemerkte sie Julius ganz allein bei ihr; und plötzlich kam ihr alles ins Gedächtnis zurück, als wenn ein Schleier gelüftet worden sei, der bis dahin die Vergangenheit bedeckt hatte.

Ein schrecklicher Schmerz durchzuckte sie und sie wollte fliehen. Sie streifte die Decke ab und sprang zum Bett hinaus. Aber ihre Füße trugen sie nicht und sie fiel hin. Julius sprang hinzu und sie begann zu heulen, daß er sie nicht anrühren solle. Sie wehrte sich und wälzte sich auf dem Boden hin und her. Da öffnete sich die Tür und die Mutter stürzte mit der Witwe Dentu herein, gefolgt von dem Baron, der ganz bestürzt und atemlos herbeikeuchte.

Man brachte sie wieder ins Bett und sie schloß sofort krampfhaft die Augen, um nicht sprechen zu müssen und ungestört nachdenken zu können.

Mutter und Vater umarmten und küßten sie.

„Kennst du uns jetzt wieder, Johanna, süße, liebe Johanna?“ fragten beide wie aus einem Munde.

Sie antwortete nichts und stellte sich geistesabwesend. Dabei wußte sie ganz genau, daß der Tag bald zur Neige gehen würde. Die Nacht brach herein. Die Wärterin machte sich's in ihrer Nähe bequem und ließ sie von Zeit zu Zeit trinken.

Sie nahm, was man ihr reichte, ohne ein Wort zu sprechen; aber sie schlief nicht. Sie bemühte sich ängstlich nachzudenken und suchte in ihrer Erinnerung nach Dingen, die ihr entgangen waren. Es war, als

ob ihr Gedächtnis durchlöchert sei, als ob es große leere Stellen enthalte, auf denen die Ereignisse keinen Eindruck hinterlassen hätten.

Erst ganz allmählich mit ungeheurer Anstrengung fand sie den Faden wieder.

Und nun verfolgte sie ihn mit zäher Hartnäckigkeit.

Mutter und Vater waren herübergekommen; sie mußte also sehr krank gewesen sein. Und Julius? Was mochte er wohl gesagt haben? Wußten ihre Eltern alles? Und Rosalie? Wo war sie? Was sollte nun werden . . . ja, was sollte werden? Da durchblitzte sie ein Gedanke — mit Papa und Mama nach Rouen heimkehren und zu leben wie früher. Sie würde Witwe sein; das wäre alles.

Dann gab sie genau auf alles acht, was um sie herum vorging und was gesprochen wurde; sie verstand jetzt alles, ohne es sich merken zu lassen. Ruhig und mit einer gewissen List freute sie sich des wiederkehrenden Bewußtseins.

Eines Abends endlich fand sie sich allein mit der Baronin. „Mama!“ rief sie leise. Sie war erstaunt beim Klange ihrer Stimme, die ihr ganz verändert vorkam.

„Mein Kind, meine liebe Johanna!“ sagte die Baronin, ihre Hände ergreifend. „Kennst du mich denn wieder, mein Töchterchen?“

„Ja, Mama, aber du darfst nicht weinen. Wir haben viel zu besprechen. Hat dir Julius gesagt, warum ich damals in den Schnee herausgelaufen bin?“ —

„Ja, mein Kind; du hattest ein sehr gefährliches, heftiges Fieber.“

„Das ist etwas anderes, Mama; das Fieber habe ich erst nachher bekommen. Ich meine, ob er dir gesagt hat, warum ich dieses Fieber bekam und weshalb ich in den Schnee herauslief?“

„Nein, Herzchen.“

„Weil ich Rosalie in seinem Bette fand.“

Die Baronin glaubte, Johanna phantasiere wieder.

„Schlafe lieber, Kindchen,“ sagte sie schmeichelnd. „Beruhige dich und versuche zu schlafen.“

„Aber ich bin jetzt ganz bei klarem Verstande,“ wehrte Johanna ab, „ich rede keinen Unsinn, Mütterchen, wie vielleicht in der letzten Zeit. Ich fühlte mich eines Abends sehr unwohl und ging herunter, um Julius zu rufen. Rosalie lag bei ihm im Bette. Ich verlor vor Schreck und Kummer den Verstand und bin in den Schnee hinaus gelaufen, um mich von der Küste ins Meer zu stürzen.“

„Ja, Herzchen, du bist krank gewesen, sehr krank sogar.“ sagte die Baronin abermals besänftigend.

„Darum handelt es sich nicht, Mama. Ich fand Rosalie bei Julius und will nicht länger bei ihm bleiben. Wir wollen zusammen nach Rouen zurückkehren und dort leben wie früher.“

„Nun ja, wie du willst, mein Kind,“ sagte die Baronin, der der Arzt ans Herz gelegt hatte, Johanna nicht zu widersprechen.

Aber die Kranke wurde ungeduldig.

„Ich merke ganz gut, daß du mir nicht glaubst. Ruf mir, bitte, mal den Papa herein. Er wird mich schließlich schon verstehen.“

Mamachen erhob sich schwerfällig, nahm ihre beiden Krückstöcke und ging schleppenden Schrittes hinaus. Nach einigen Minuten kehrte sie mit dem Baron zurück, der sie stützte.

Sie setzten sich beide ans Bett und alsbald begann Johanna ihre Geschichte. Sie schilderte alles, langsam, mit schwacher Stimme, aber mit voller Klarheit: den eigentümlichen Charakter ihres Mannes, seine Härten, seinen Geiz und schließlich seine Untreue.

Als sie zu Ende war, sagte sich der Baron, daß es sich hier um keine Phantasien handle. Aber er wußte nicht, was er dazu denken und sagen sollte; geschweige denn, daß er zu irgend einem Entschluß gekommen wäre.

Er nahm sie bei der Hand mit jener zärtlichen Art, mit der er sie früher einzuschläfern wußte, wenn er ihr eine Geschichte erzählte.

„Höre mich, Kind; man muß mit Klugheit handeln. Man darf nichts überstürzen. Such mit deinem Manne auszukommen, bis wir einen Entschluß gefaßt haben. Willst du mir das versprechen?"

„Ich verspreche es dir," murmelte sie, „aber wenn ich gesund bin, bleibe ich nicht länger hier. Wo ist Rosalie jetzt?" fügte sie dann leiser hinzu.

„Du wirst sie nicht wiedersehen," antwortete der Baron.

Aber sie gab nicht nach.

„Wo ist sie; ich will es wissen?"

Da teilte er ihr mit, daß sie zwar das Haus noch nicht verlassen habe, daß dies aber in allernächster Zeit geschehen würde.

Nachdem der Baron das Zimmer verlassen hatte, suchte er, noch glühend vor Zorn und in seinem Vaterherzen aufs tiefste gekränkt, sofort Julius auf.

„Ich komme, mein Herr," sagte er schroff, „um Rechenschaft wegen Ihres Verhaltens gegenüber meiner Tochter zu verlangen. Sie haben sie mit ihrer Kammerzofe hintergangen. Das ist doppelt unwürdig."

Aber Julius spielte den Gekränkten. Er leugnete alles heftig ab, beteuerte seine Unschuld und rief Gott zum Zeugen an. Was hatte man denn für Beweise? War Johanna wirklich ganz bei Sinnen? Hatte sie nicht soeben eine Gehirn-Entzündung hinter sich? War

sie nicht beim Beginn ihrer Krankheit damals nachts in einem Fieberanfall in den Schnee herausgelaufen? Und war es nicht in diesem Anfall gerade, daß sie halbnackt durchs Haus lief und dabei ihre Zofe im Bette ihres Gatten gesehen haben wollte?

Er wurde immer heftiger und drohte mit einer Klage. Er redete sich vollständig in den Zorn hinein. Und der Baron wurde ganz verwirrt; er fing an, sich zu entschuldigen, bat um Verzeihung und bot schließlich Julius die Hand zur Versöhnung, die jener aber ausschlug.

Als Johanna die Antwort ihres Gatten erfuhr, regte sie sich keineswegs auf.

„Er lügt, Papa," sagte sie einfach, „aber wir werden ihn schließlich doch überführen."

Zwei Tage lang war sie schweigsam und dachte meistens still vor sich hin.

Dann am dritten Tage verlangte sie Rosalie zu sehen. Der Baron wollte das Mädchen nicht heraufholen lassen; sie sei abgereist, behauptete er. Aber Johanna gab nicht nach:

„Man solle sie von zu Hause holen," verlangte sie stets aufs neue.

Und als der Doktor eintrat, war sie bereits sehr aufgeregt. Man sagte ihm, worum es sich handle. Johanna, an der Grenze ihrer Fassungskraft angelangt, fing plötzlich heftig zu weinen an und rief immer wieder: „Rosalie soll kommen; ich will Rosalie sehen."

Da nahm der Arzt sie bei der Hand und sagte leise:

„Beruhigen Sie sich, Madame; jede Gemütsbewegung könnte von ernstlichen Folgen sein. Sie tragen ein Kind unterm Herzen."

Sie war sprachlos, wie vom Schlage getroffen; es schien ihr, als spüre sie, daß sich etwas unter ihrem Herzen rege. So blieb sie schweigsam, in Gedanken versunken, ohne darauf zu hören, was die andern sagten. Sie konnte die ganze Nacht nicht schlafen, fortwährend von der neuen Vorstellung wach gehalten, daß unter ihrem Herzen ein Kind lebe. Es berührte sie peinlich, daß es ein Kind von Julius sei; sie war beunruhigt bei dem Gedanken, daß es ihm gleichen möchte. Am nächsten Tage ließ sie den Baron rufen.

„Papachen, mein Entschluß ist gefaßt; ich will alles wissen, jetzt gerade erst recht. Ich will, hörst du? Du weißt, daß man mir in meinem jetzigen Zustande nicht widersprechen darf. Höre also. Du mußt zum Pfarrer gehen. Ich brauche ihn, damit er Rosalie vom Lügen abhält. Dann, sobald er hier ist, läßt du sie heraufkommen und bleibst mit Mama zugegen. Sorge nur vor allem, daß Julius keinen Verdacht schöpft."

Eine Stunde später trat der Priester ein; er war noch stärker wie früher geworden und keuchte ebenso wie die Baronin. Sein Leib hing noch tiefer herunter.

„Nun, Frau Baronin," begann er scherzend, während er sich gewohnheitsmäßig mit dem buntkarrierten Taschentuche die Stirn wischte, „ich glaube, wir sind beide nicht magerer geworden. Wir würden ein hübsches Paar abgeben." Dann wandte er sich dem Krankenbette zu. „Nun, was höre ich, meine junge Dame? Wir werden bald wieder taufen? Ha, ha, ha! aber diesmal keine Barke. Es wird ein Vaterlandsverteidiger werden," fügte er ernster hinzu, „wenn es nicht eine gute Hausfrau wird, wie Sie, Madame," sagte er mit einer Verbeugung gegen die Baronin.

In diesem Augenblick wurde die Tür aufgerissen und Rosalie erschien auf der Schwelle. Sie war ganz außer sich, schluchzte, weigerte sich einzutreten und klammerte sich krampfhaft an die Klinke fest. Der Baron verlor die Geduld und stieß sie mit einem kräftigen Ruck ins Zimmer. Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen und blieb heulend stehen.

Sobald Johanna sie bemerkte, richtete sie sich auf und saß da, bleicher als die Kissen, in denen sie ruhte. Ihr Herz klopfte so heftig, daß die Spitzen ihres Hemdes auf- und abwogten. Sie konnte kaum atmen und rang krampfhaft nach Luft. Endlich sprach sie mit halberstickter Stimme: „Ich . . . ich . . . hätte nicht . . . nötig . . . dich zu fragen. Es . . . war für mich . . . genug . . ., deine . . . deine Schmach . . . mit eigenen Augen . . . zu sehen.“

Nach einer Pause, in der sie wieder Atem schöpfte, begann sie abermals: „Aber ich will alles wissen... alles... ganz genau. Ich habe den Herrn Pfarrer gebeten; es soll eine Art Beichte sein, verstehst du.“

Rosalie stand regungslos da und stieß nur hin und wieder eine Art Schrei zwischen den krampfhaft geschlossenen Händen hervor.

Der Baron, von Zorn übermannt, faßte sie bei den Armen, riß ihr die Hände vom Gesicht und zwängte sie vor dem Bett auf die Knie.

„Sprich jetzt . . .“ schrie er, „antworte!“ Sie blieb am Boden mit der Haltung einer Magdalene, ihre Mütze war ganz schief gerückt, die Schürze bedeckte den Boden. Mit den Händen verbarg sie abermals das Gesicht.

„Nun, meine Tochter,“ begann jetzt der Priester, „höre, was man dir sagt und gib Antwort. Wir wollen dir nichts übles zufügen, aber wir wollen wissen, was sich zugetragen hat.“

Johanna hatte sich über den Bettrand gebeugt und sah sie lange an.

„Es ist also wahr, daß du dich im Bette meines Mannes befandest, als ich euch überraschte.“

„Ja, Madame,“ seufzte Rosalie zwischen den Fingern hindurch.

Da brach die Baronin plötzlich in lautes Weinen aus, dem kleine Erstickungsanfälle folgten. Ihr krampfhaftes Schluchzen vermischte sich mit dem Rosaliens.

„Seit wie lange hat das schon so gewährt?“ fragte Johanna, den Blick fest auf die Zofe geheftet.

„Seitdem er herkam,“ stammelte Rosalie.

Johanna verstand nicht gleich.

„Seitdem er herkam? . . . Also . . . seit . . . seit dem Frühjahr?“

„Ja, Madame.“

„Seitdem er ins Haus kam?“

„Ja, Madame.“

Tausend Fragen schwebten Johanna jetzt auf der Zunge.

„Aber wie ist das möglich?“ begann sie hastig. „Wie hat er dir's denn nahe gelegt? Wie wurdest du die seine? Was sagte er dir? Wann und wie hast du denn nachgegeben? Wie konntest du dich denn ihm überlassen?“

„Ich war in seiner Hand. Ich wollte auch nichts sagen; er war so nett und gut . . .“

Johanna stieß einen Schrei aus.

„Aber . . . dein Kind . . . dein Kind . . . ist es von ihm? . . .“

„Ja, Madame,“ schluchzte Rosalie.

Eine Zeitlang schwiegen beide. Man hörte nur das Schluchzen Rosaliens und der Baronin.

Auch Johanna fühlte, wie ihre Augen feucht wurden; sie lehnte sich in die Kissen zurück und leise rannen ihr die Tränen über die Wangen.

Das Kind ihrer Zofe hatte denselben Vater wie das ihrige! Ihr Zorn war dahin. Jetzt fühlte sie nur, wie eine seltsame tiefe und endlose Verzweiflung sich langsam ihres Herzens bemächtigte.

Sie begann ihre Fragen aufs neue, aber dieses Mal klang ihre Stimme verändert, weicher.

„Als wir zurück kamen von ... da unten ... von der Reise ..., wann hat er da wieder angefangen?"

„Da ... gleich den ersten Abend," stöhnte die Zofe, die jetzt beinahe ganz am Boden lag.

Jedes ihrer Worte durchschnitt Johannas Herz. Also am ersten Abend, am Abend ihrer Rückkehr nach Peuples, ließ er sie allein um dieses Mädchens willen! Deshalb schlief er in seinem Zimmer!

Sie wußte jetzt genug, sie mochte nichts mehr davon hören.

„Geh' hinaus, geh' fort!" rief sie. Und als Rosalie, ganz fassungslos, sich nicht von der Stelle rührte, rief sie den Vater herbei: „Führe sie fort, jag' sie hinaus."

Aber der Pfarrer, der bis dahin schweigend zugehört hatte, hielt jetzt den Augenblick für eine kleine Strafpredigt gekommen:

„Das ist schändlich, was du getan hast, meine Tochter," begann er, „sehr schändlich; der Himmel wird dir sobald nicht verzeihen. Denke an die Hölle, die dich erwartet, wenn du nicht sofort eine andere Lebensweise beginnst. Jetzt, wo du ein Kind hast, müssen wir sehen, daß es mit dir in Ordnung kommt. Frau Baronin wird ohne Zweifel etwas für dich tun

und wir müssen trachten, einen Mann für dich zu finden . . ."

Er hätte jedenfalls noch lange gesprochen, aber der Baron hatte Rosalie abermals bei den Schultern gefaßt, riß sie in die Höhe, schleppte sie bis an die Türe und warf sie wie einen Ball auf den Gang hinaus.

Als er, bleicher fast wie seine Tochter, zurückkam, ergriff der Pfarrer abermals das Wort: „Was soll man machen? Sie sind alle so hierzulande. Es ist zum Jammern, aber man kann es nicht ändern und muß etwas Nachsicht mit der Schwäche der Natur haben. Sie heiraten niemals, Madame, ohne nicht schon guter Hoffnung zu sein. Man könnte das so als eine Landessitte bezeichnen," fügte er lächelnd hinzu. Sehen Sie, Herr Baron, Ihr Mädchen hat es gemacht, wie die anderen auch . . ."

„Ach die?" unterbrach ihn der Baron, noch wutzitternd, „die ist mir ganz gleichgültig. Es ist Julius, der mich so wütend macht. Es ist schändlich, was er da gemacht hat und ich will meine Tochter mit mir nehmen."

Sich immer mehr in die Hitze redend, ging er auf und ab. „Es ist infam, meine Tochter so zu hintergehen, infam! Er ist ein Lump, dieser Mensch, eine Kanaille, ein Elender; aber ich werde es ihm sagen, ich werde ihn züchtigen, ihn mit meinem Degen umbringen!"

Der Pfarrer nahm, neben der trostlosen Baronin stehend, bedächtig eine Priese und suchte seines Amtes als Friedensspender zu walten. „Sehen Sie, Herr Baron, er hat es, unter uns gesagt, gemacht wie alle Welt. Kennen Sie viele Ehemänner, die treu sind?" Und mit etwas boshafter Harmlosigkeit fügte er hinzu: „Sicher, ich wette, daß Sie selbst auch so

Ihre kleinen Scherze gehabt haben. Schauen Sie, Hand aufs Herz, ob ich nicht recht habe."

Der Baron war überrascht stehen geblieben und schaute dem Priester ins Gesicht, der ruhig fortfuhr:

„Nun ja, Sie haben es gemacht wie alle anderen. Wer weiß, ob Sie nicht auch mal so eine leckere Frucht gekostet haben, wie diese da. Ich sage Ihnen, alle Welt treibt es so. Ihre Frau ist darum nicht weniger glücklich und weniger geliebt gewesen, nicht wahr?"

Der Baron wußte wirklich nicht, was er antworten sollte.

Wahrhaftig, in der Tat, er hatte es ebenso gemacht und recht oft sogar, so lange er gekonnt hatte. Auch er hatte sein eigenes Haus nicht rein gehalten. Wenn die Zofen seiner Frau halbwegs hübsch waren, so hatte er sich nicht lange bedacht. War er deshalb ein schlechter Mensch? Warum beurteilte er Julius Aufführung so streng, während er für die seinige doch stets eine Entschuldigung gefunden hatte?

Der Baronin schwebte mitten zwischen ihrem krampfhaften Schluchzen doch ein Lächeln auf den Lippen, wenn sie an die kleinen Vergeßlichkeiten ihres Gatten dachte. Sie war eine von jenen sentimentalen, schnell erregbaren und zugleich nachsichtigen Naturen, für welche Liebes-Abenteuer das halbe Leben ausmachen.

Johanna lag indessen mit offenen Augen, die Arme unter dem Kopf gekreuzt, auf ihrem Kissen und starrte, in schmerzliches Nachdenken versunken, vor sich hin. Ein Wort Rosaliens kam ihr immer wieder in den Sinn, das sie tief verletzt hatte und ihr einen Stich ins Herz gab: „Ich wollte nichts sagen, er war so nett und gut."

Auch sie hatte ihn nett und gut gefunden und nur deshalb hatte sie sich ihm ergeben, sich ihm fürs

ganze Leben verbunden, auf jede andere Hoffnung, auf alle ihre Jugendträume, auf alle unbekannten Erwartungen verzichtet. Sie hatte sich in diese Ehe gestürzt, in dieses grundlose Loch, um in dieses Elend zu geraten, in diese trostlose, verzweifelnde Lage, weil sie, wie Rosalie, ihn so nett und gut gefunden hatte.

Die Türe flog mit einem heftigen Stoße auf und Julius trat ein, das Antlitz vor Wut entstellt. Er hatte Rosalie jammernd auf der Treppe gefunden und wollte sich nun selbst überzeugen. Er ahnte, daß irgend etwas vorgefallen war, daß das Mädchen ohne Zweifel geplaudert hatte. Der Anblick des Priesters bannte ihn auf seinen Platz.

„Was ist los? Was gibt's?" frug er mit zitternder Stimme, aber im übrigen ruhig. Der Baron, vorhin noch so heftig, wagte nichts zu sagen; es war ihm bei den Worten des Pfarrers und dem Hinweis auf sein eigenes Beispiel nicht recht wohl zu Mute geworden. Die Mama weinte wieder stärker. Johanna hatte sich auf die Hände gestützt und betrachtete schwer atmend den, der ihr so grausames Weh verursacht hatte.

„Was es gibt?" stammelte sie. „Nun, daß wir alles wissen, daß wir Ihre ganze Schändlichkeit kennen seit... seit dem Tage, wo Sie dieses Haus betreten haben..., daß das Kind dieser Zofe Ihnen gehört... wie... das meinige..., daß es Geschwister sein werden." Und vom Übermaße des Schmerzes bewältigt, barg sie das Gesicht in die Kissen und weinte bitterlich.

Er blieb verblüfft stehen und wußte nicht, was er tun und sagen sollte.

„Nun ja, meine junge Dame," mischte sich der Pfarrer ein, „grämen wir uns nicht so sehr; seien Sie vernünftig." Er stand auf, näherte sich dem Bette und legte sanft seine Hand auf die Stirn der Verzweifelten. Diese milde Berührung stimmte sie seltsam

weich; sie fühlte sich alsbald sprachlos, als ob diese einfache starke Hand, gewohnt Verzeihung zu spenden, Trost zu bringen, ihre Seele mit einem geheimnisvollen Frieden erfüllt habe.

„Madame," begann der wackere Mann, bei ihr stehen bleibend, aufs neue, „man muß stets Verzeihung üben. Sehen Sie, ein großes Unglück hat Sie betroffen; aber Gott hat in seiner Barmherzigkeit ihm ein großes Glück zur Seite gestellt, indem Sie sich Mutter fühlen. Das Kind wird Ihr Trost sein. In seinem Namen flehe ich Sie an; ich beschwöre Sie, Herrn Julius zu verzeihen. Es wird ein neues Band zwischen Ihnen bilden, ein Unterpfand seiner zukünftigen Treue. Können Sie sich von dem Herzen dessen lossagen, dessen Liebespfand Sie unter Ihrem Herzen tragen?"

Sie antwortete nicht; sie war geknickt, von Schmerz zerrissen und zu erschöpft jetzt. Sie hatte selbst für Zorn und Abscheu keine Kraft mehr. Ihre Nerven waren abgespannt, wie langsam zerschnitten; sie fühlte kaum noch, daß sie lebte.

„Ja, sieh nur mal, Johanna!" sagte die Baronin, der jeder Groll zuwider war, und deren Seele einer andauernden Erregung unfähig blieb.

Da nahm der Pfarrer die Hand des jungen Mannes, zog ihn nahe an das Bett heran, und legte sie in die seiner Frau. Er drückte beide Hände mit der seinigen, als wollte er sie endgültig vereinen, und seinen gewöhnlichen salbungsvollen Ton bei Seite lassend, sagte er mit zufriedener Miene:

„So, das wäre in Ordnung; glauben Sie nur, es wird alles gut gehen."

Die beiden Hände, eben erst miteinander vereint, lösten sich sofort wieder. Julius wagte es noch nicht, seine Frau zu umarmen und küßte nur seine Schwieger-

mutter auf die Stirn. Dann drehte er sich auf dem Absatz um und nahm den Arm des Barons, der es sich gern gefallen ließ, froh im Grunde genommen, daß die Geschichte so abgelaufen war. Beide gingen fort, um draußen eine Zigarre zu rauchen.

Die Kranke schlummerte vor Erschöpfung ein, während der Priester mit der Mama noch eine leise Unterhaltung hatte.

Der Abbé führte das Wort und entwickelte seine Ideen, während die Baronin zuweilen durch ein leichtes Kopfnicken ihren stummen Beifall zu erkennen gab.

„Das wäre also abgemacht,“ sagte er zum Schlusse. „Sie geben dem Mädchen den Pachthof Barville, und ich nehme es auf mich, ihm einen Mann, einen braven ordentlichen Burschen zu verschaffen. Ach, bei einem Vermögen von zwanzigtausend Francs wird es an Liebhabern nicht fehlen. Die Wahl wird uns noch schwer genug werden.“

Die Baronin lächelte glücklich, während noch zwei Tränen auf ihrer Wange hafteten, deren feuchte Spur jedoch bereits eingetrocknet war.

„Das ist sicher,“ bestätigte sie; „Barville ist zum mindesten seine zwanzigtausend Francs wert. Aber wir wollen den Hof auf den Namen des Kindes schreiben lassen. Die Eltern sollen die lebenslängliche Nutznießung haben.“

Der Pfarrer erhob sich und drückte der Baronin die Hand:

„Bemühen Sie sich nicht, Frau Baronin, bitte, bemühen Sie sich nicht. Dieser Gang war schon der Mühe wert.“

VIII.

Rosalie hatte das Haus verlassen und Johanna ging langsam der Zeit entgegen, wo sie Mutter werden sollte. Sie empfand keine wahre Herzensfreude über ihren Zustand; dafür hatte sie zu viel Kummer erlebt. Ohne Sehnsucht wartete sie auf ihr Kind, weil sie immer noch von der Furcht vor endlosem Unglück gepeinigt war.

Der Frühling war langsam herbeigekommen. Noch schüttelten zwar die Bäume ihre kahlen Äste im kühlen Winde, aber in dem feuchten Grase am Rande der Gräben, in denen die herbstlichen Blätter verfaulten, begannen bereits die ersten Primeln ihre Köpfchen hervorzustrecken. Auf der ganzen Ebene, von den Höfen der Pächterhäuser, wie von den aufgeweichten Feldern stieg ein Hauch von Feuchtigkeit, eine Art Gärungsduft auf. Zahllose grüne Spitzen tauchten aus dem braunen Boden hervor und erglänzten in der Sonne.

Eine dicke, kräftig gebaute Frau war an Rosaliens Stelle getreten und stützte die Baronin bei ihren einsamen Spaziergängen in der Allee, wo die Spur ihres schleppenden Fußes stets feucht und schmutzig erschien.

Im übrigen floß ihr einsames Leben ungestört dahin. Der Baron, seine Frau und der Vicomte machten einen Besuch bei den Fourvilles, die Julius schon sehr gut zu kennen schien, ohne daß man recht wußte woher. Mit den Brisevilles, die immer noch versteckt in ihrem schlummernden Schlosse saßen, wurde ebenfalls ein Anstandsbesuch ausgetauscht.

Eines Nachmittags gegen 4 Uhr trabten ein Herr und eine Dame hoch zu Roß in den Vorhof des Schlosses.

„Geh schnell herunter, bitte, schnell!" stürmte Julius sehr erregt in das Zimmer seiner Frau. „Die Fourvilles sind da. Sie kommen ganz einfach als Nachbarn, da sie deinen Zustand kennen. Sag ihnen, ich wäre ausgegangen, käme aber bald zurück. Ich will mich nur schnell umziehen."

Johanna, erstaunt über seine Erregung, begab sich nach unten. Eine junge, hübsche Frau, mit einem leidenden Zug in dem bleichen Gesichte, lebhaften Augen, und Haaren von so mattem Blond, als hätte sie niemals ein Sonnenstrahl umschmeichelt, stellte ihr höflich ihren Mann vor, einen Riesen, eine Art Wauwau mit großem rötlichen Schnurrbart. „Wir trafen Herrn de Lamare schon öfters," fügte sie dann hinzu, „und erfuhren von ihm, wie unwohl Sie seien. Aber wir wollten Ihnen doch so gerne unseren nachbarlichen Besuch machen, durchaus ohne jede Förmlichkeit. Sie sehen ja, wir sind zu Pferde. Übrigens hatte ich schon früher einmal die Ehre, den Besuch Ihres Herrn Vaters und Ihrer Frau Mutter zu empfangen."

Sie sprach außerordentlich angenehm, dabei herzlich und vornehm zugleich. Johanna fühlte sich sofort aufs wärmste zu ihr hingezogen. „Das wäre eine Freundin für dich," dachte sie bei sich. Der Graf Fourville dagegen war wie ein Bär, den man in einen Salon gebracht hat. Nachdem er sich gesetzt hatte, legte er den Hut auf den nächsten Stuhl, blieb einen Augenblick unschlüssig, was er mit seinen Händen machen sollte, stützte sie bald auf seine Knie, bald auf die Lehnen seines Stuhls und faltete sie schließlich auf seinem Schoße wie zum Gebet.

Plötzlich trat Julius herein; Johanna hätte ihn fast nicht wiedererkannt. Er war glatt rasiert, gut

angezogen und sah vornehm und bezaubernd aus wie einstmals. Er schüttelte die kräftige Faust des Grafen, der bei seinem Eintritt aus seiner Lethargie erwacht schien, und küßte galant die Hand der Gräfin, deren Elfenbein-Wangen sich ein wenig röteten, während ihre Augen aufblitzten.

Julius riß die Unterhaltung an sich, plauderte liebenswürdig wie ehemals, und seine großen Augen hatten wieder den einstigen Glanz angenommen, wenn leidenschaftliche Liebe sich in ihnen widerspiegelte. Seine Haare, sonst so rauh und struppig, hatten mit Hilfe der Bürste und wohlriechenden Öles ihr weiches, glänzendes Gelock wiedergefunden.

Als die Fourvilles sich verabschiedeten, wandte sich die Gräfin zu ihm:

„Wollen Sie Donnerstag einen Spazierritt mit uns machen, lieber Vicomte?"

„Mit dem größten Vergnügen, Frau Gräfin," sagte er, sich verbeugend, während jene Johannas Hand ergriff und zärtlich lächelnd mit ihrer weichen, bezaubernden Stimme sagte:

„Ach, wenn Sie gesund sind, werden wir zu Dreien durch das Feld galoppieren. Das wird prächtig werden. Wollen Sie?"

Mit einer anmutigen Bewegung schürzte sie ihr Reitkleid und schwang sich mit der Leichtigkeit eines Vogels in den Sattel; ihr Gemahl grüßte linkisch, kletterte schwerfällig auf seinen großen normännischen Braunen und plumpste wie ein Centaur in den Sattel.

„Welch' prächtige Leute!" rief Julius begeistert, als sie bei der Barriere um die Ecke bogen. „Das ist eine sehr wertvolle Bekanntschaft für uns."

„Die kleine Gräfin ist bezaubernd," stimmte Johanna bei, die sehr zufrieden war, ohne recht zu wissen

warum, „aber der Mann hat ein sehr rauhes Äußeres. Wo hast du sie denn kennen gelernt?“

„Ich traf sie zufällig bei Brisevilles!“ sagte Julius, sich vergnügt die Hände reibend. „Der Mann ist freilich etwas ungehobelt. Er ist ein leidenschaftlicher Jäger; aber ein sehr vornehmer Mann.“

Das Diner verlief in sehr vergnügter Stimmung, als wenn ein verborgenes Glück im Hause eingezogen wäre.

Bis zu den letzten Tagen des Juli ereignete sich weiter nichts besonderes.

Eines Dienstags abends, als sie unter der großen Platane um einen hölzernen Tisch saßen, der zwei kleine Gläser und eine Branntwein-Karaffe trug, stieß Johanna plötzlich einen leisen Schrei aus und preßte beide Hände gegen die Hüften. Ein heftiger, stechender Schmerz hatte sie plötzlich ergriffen und war ebensoschnell wieder verschwunden.

Aber nach zehn Minuten fühlte sie einen zweiten, längeren, wenn auch weniger heftigen Stich. Nur mühsam konnte sie mit Hilfe ihres Vaters und ihres Mannes ins Haus zurückkehren. Der kurze Weg von der Platane bis in ihr Zimmer schien ihr endlos lang. Sie seufzte unwillkürlich und hätte sich am liebsten alle Augenblicke hingesetzt. In ihrem Innern spürte sie ein eigentümlich, unerträglich drängendes Gefühl.

Ihre Zeit war eigentlich noch nicht da; sie erwartete ihr Wochenbett erst im September. Aber da man mit Recht ein außergewöhnliches Ereignis befürchtete, so wurde ein Wägelchen bespannt und Papa Simon fuhr im Galopp davon, um den Arzt zu holen.

Als dieser gegen Mitternacht ankam, erkannte er auf den ersten Blick alle Anzeichen einer Frühgeburt.

Die Schmerzen hatten zwar im Bett etwas nachgelassen; aber eine unnennbare Angst schnürte Johanna

die Kehle zusammen, eine entsetzliche Schwäche lag ihr in allen Gliedern; es berührte sie etwas wie eine Vorahnung, wie das geheimnisvolle Wehen des Todes. In solchen Augenblicken spürt man seinen Hauch so nahe, daß das Herz zu Eis erstarren möchte.

Alle möglichen Leute waren in dem Zimmer. Mama ächzte atemlos und bekümmert in einem Sessel. Der Baron rannte mit zitternden Händen überall herum, brachte alles mögliche herbei und beriet sich, völlig den Kopf verlierend, mit dem Arzte. Julius marschierte im Zimmer auf und ab. Seine Miene drückte Besorgnis aus, aber sein Herz war ruhig. Die Witwe Dentu stand am Fußende des Bettes mit erwartungsvoller Miene; ihr Gesicht war das einer erfahrenen Frau, die nichts mehr in Erstaunen setzt. Krankenwärterin, Hebamme und Leichenfrau in einer Person, war sie diejenige, in deren Händen zuerst das ankommende Menschenkind lag, die seinen ersten Schrei vernahm, es zuerst abwusch und es in die ersten Windeln legte. Mit derselben Ruhe hörte sie die letzten Worte, das letzte Röcheln, sah sie die letzten Zuckungen der Sterbenden. Und ebenso machte sie deren letzte Toilette, wusch den entseelten Körper mit Essig, und hüllte ihn in das Totenkleid. So hatte sie sich für alle Ereignisse von der Wiege bis zur Bahre einen unerschütterlichen Gleichmut angewöhnt.

Von Zeit zu Zeit stieß die Kranke einen leisen Klagelaut aus.

In den ersten zwei Stunden schien es, als ob das Ereignis lange auf sich warten ließ. Aber, als der neue Tag anbrach, nahmen die Schmerzen eine immer heftigere Gestalt an und wurden bald geradezu furchtbar.

Während ihr unwillkürlich einzelne Schreie zwischen den zusammengepreßten Lippen entschlüpften, mußte

Johanna immer an Rosalie denken, die fast gar nicht gelitten, fast nicht einmal geseufzt hatte, und deren Kind, der Bankert, ohne Mühen und Qualen zur Welt gekommen war.

Unaufhörlich stellte sie in ihrem armen gequälten Herzen Vergleiche an. Sie haderte mit Gott, an dessen Gerechtigkeit sie so fest geglaubt hatte. Sie zürnte über die eigenmächtige Bevorzugung des Schicksals und tadelte im stillen das Wort derer, die Recht und Gerechtigkeit predigten.

Zuweilen wurden die Anfälle so heftig, daß sie beinahe die Besinnung verlor. Sie hatte keine Kraft, keinen Lebensmut mehr; sie fühlte nur noch ihre furchtbaren Schmerzen.

In den Augenblicken der Ruhe mußte sie stets den Blick auf Julius richten. Dann drang ein anderer Schmerz, ein geistiger, ihr durch die Seele. Sie erinnerte sich des Tages, wo ihre Zofe zu Füßen eben dieses Bettes gelegen hatte, ihr Kind im Schoße, den Bruder des kleinen Wesens, das so grausam jetzt ihr Inneres zerriß. Vor ihren Augen standen noch lebhaft alle Blicke, alle Bewegungen, alle Worte ihres Gatten beim Anblick dieses Mädchens. Und jetzt las sie auf seinem Gesichte, als wären seine Gedanken darauf ausgeprägt, denselben Verdruß, dieselbe Gleichgültigkeit gegen sie wie gegen die andere, dieselbe Unzufriedenheit eines Egoisten, den der Gedanke ärgert, Vater zu sein.

Aber ein neuer furchtbarer Krampf ergriff sie, ein Krampf so grausig, daß sie sich sagte: „Ich muß sterben; das ist der Tod.“ Dann erfüllte ihre Seele eine wilde Erregung, ein Bedürfnis zu schimpfen, ein grenzenloser Haß gegen diesen Mann, der sie ins Unglück gestürzt hatte, und auch gegen das Kind, das sie tötete.

Sie quälte sich mit furchtbarer Anstrengung, diese Bürde los zu werden. Plötzlich schien es ihr, als ob ihr ganzes Innere sich gewaltsam erweiterte. Dann ließ der Schmerz nach.

Die Wärterin und der Arzt hatten sich über sie gebeugt und tasteten an ihr herum. Sie nahmen irgend etwas fort und dasselbe kollernde Geräusch, welches sie damals schon gehört hatte, ließ sie erschaudern. Dann drang ihr dieser schmerzliche Schrei, dieses schwache Wimmern eines neugeborenen Kindes durchs Herz, ihr ganzer, ermatteter Körper erbebte davon. Mit einer fast unbewußten Gebärde breitete sie die Arme aus.

Sie empfand plötzlich eine innige Freude, eine Sehnsucht nach einem neuen Glück, das ihr erstanden war. Sie fühlte sich in einem Augenblick wie umgewandelt, beruhigt; so glücklich, wie sie noch nie gewesen war. Geist und Körper lebten wieder auf; sie fühlte sich Mutter!

Nun wollte sie auch gern ihr Kind sehen. Es hatte noch keine Haare und keine Nägel, da es viel zu früh gekommen war. Aber als sie sah, wie dieses Würmchen sich bewegte, wie es den Mund öffnete und sein Gewimmer ausstieß, als sie dieses häßliche runzlige, verkümmerte Wesen berührte und Leben in ihm spürte, da wurde sie von einer unwiderstehlichen Freude ergriffen. Sie fühlte sich gerettet, gesichert vor jeder Verzweiflung; denn sie hielt da etwas in ihren Händen, über dessen Liebe sie alles andere vergessen würde.

Von da an hatte sie nur noch einen Gedanken! Ihr Kind. Sie wurde plötzlich eine schwärmerische Mutter; um so schwärmerischer, als sie vorher in ihrer Liebe verletzt, in ihren Hoffnungen getäuscht worden war. Die Wiege mußte immer ganz nahe an ihrem Bett stehen; dann, als sie aufstehen durfte, konnte

sie tagelang am Fenster sitzen neben sich das leichte Bettchen, das sie schaukelte.

Sie war eifersüchtig auf die Amme und wenn das kleine Wesen durstig die Ärmchen nach der großen, blaugeaderten Brust ausstreckte und die dunkle, faltige Warze zwischen seine gierigen Lippen nahm, schaute sie bleich und zitternd die robuste, ruhige Bäuerin an, mit einem Gefühle, als müsse sie ihr das Kind entreißen und mit ihren Nägeln diese Brust zerfleischen, an der es so begierig sog.

Dann begann sie selbst zu nähen, um es in feine, sorgfältig ausgewählte Kleidchen zu stecken. Es bewegte sich in einem Meer von Spitzen und trug die kostbarsten Häubchen. Sie sprach nur von diesen Sachen, hielt in der Unterhaltung inne, um ein Wickelband, ein Lätzchen oder eine zierlich gestickte Schleife bewundern zu lassen. Sie hörte nichts von allem, was um sie vorging; sie begeisterte sich über irgend ein Wäschestück, das sie lange in der erhobenen Hand hin- und herwandte, um es besser sehen zu können. Dann fragte sie plötzlich: „Glaubt ihr, daß ihm das gut stehen wird?"

Der Baron und die Mama lächelten über diese übermäßige Zärtlichkeit. Julius dagegen, der sich in seinen Gewohnheiten gestört und in seinem Herrscher-Ansehen durch diesen schreienden und allmächtigen Tyrannen herabgesetzt fühlte, war von unbewußter Eifersucht auf dieses Stückchen Mensch erfaßt, das ihn von seinem Platz im Hause verdrängte: „Sie wird wirklich lästig mit ihrem Wurm," wiederholte er stets zornig und ungeduldig.

Allmählich beherrschte diese Liebe sie so sehr, daß sie die Nächte an der Wiege saß, um den Schlaf des Kleinen bewachen zu können. Da sie sich bei dieser leidenschaftlichen, krankhaften Neigung so aufrieb, daß sie sich selbst keine Ruhe mehr gönnte und abmagerte

und hustete, ordnete der Arzt an, daß man sie von ihrem Söhnchen trennen möge.

Sie war außer sich; sie bat und flehte; aber man blieb taub gegen ihre Bitten. Jeden Abend wurde das Kind zu seiner Amme gebracht. Und jede Nacht stand die Mutter auf, schlich barfuß an die Tür und lauschte durch das Schlüsselloch, ob der Knabe auch ruhig schlief, ob er nicht aufwachte, oder irgend etwas nötig hätte.

Als Julius einmal spät von einem Diner bei den Fourvilles heimkehrte, fand er sie dort. Seitdem wurde sie nachts in ihr Zimmer eingeschlossen, um sie zu zwingen, ins Bett zu gehen.

Gegen Ende August fand die Taufe statt. Das Kind erhielt die Namen Peter, Simon, Paul; letzterer war sein Rufname.

Eines Abends nach dem Diner erschien der Pfarrer. Er machte einen etwas verlegenen Eindruck, als habe er irgend ein Geheimnis auf dem Herzen; und nach einer Weile allgemeiner Redensarten bat er den Baron und die Baronin, ihm eine Besprechung unter sechs Augen zu bewilligen.

Alle drei gingen hinaus und wandelten langsamen Schrittes in lebhaftem Gespräch bis ans Ende der Allee; Julius blieb mit Johanna allein. Er war erstaunt, beunruhigt und geärgert über diese Geheimnistuerei.

Als der Priester sich verabschiedete, schloß er sich ihm an, um ihn bis zur Kirche zu begleiten, auf der es gerade zum Angelus läutete.

Es war frisch, beinahe kalt draußen, und man zog sich bald in den Salon zurück. Alle waren beinahe eingenickt, als Julius plötzlich erschien, das Gesicht von Zorn gerötet.

Sie müssen verrückt geworden sein!" schrie er schon in der Tür seine Schwiegereltern an, ohne auf

Johannas Anwesenheit zu achten. „Wer, um Gottes willen, wirft denn zwanzigtausend Francs an ein solches Mädchen heraus?“

Niemand antwortete; so groß war für den Augenblick die Überraschung. „So dumm kann man doch nicht sein,“ fuhr er keuchend vor Zorn fort. „Sie wollen uns wohl keinen Sou mehr hinterlassen?“

„Schweigen Sie! Denken Sie, daß Ihre Frau zugegen ist,“ fiel ihm jetzt endlich der Baron ins Wort, der seine Selbstbeherrschung wiedergewonnen hatte.

„Ich mache mir den Teufel daraus!“ stieß jener zornig heraus. „Sie weiß übrigens ja, wie die Sachen stehen. Es ist ein Raub an ihrem zukünftigen Eigentume.“

„Um was handelt es sich eigentlich?“ fragte Johanna, ihren Mann überrascht und verständnislos anblickend.

Da wandte sich Julius zu ihr und nahm sie zur Zeugin, wie eine Teilhaberin, die gleich ihm um einen erhofften Vorteil gebracht werden sollte. Er erzählte ihr ohne Rückhalt die Vereinbarung, um Rosalie zu verheiraten, die Beschenkung derselben mit dem Pachthof Barville, der mindestens zwanzigtausend Francs wert sei.

„Aber deine Eltern sind von Sinnen,“ wiederholte er, „total von Sinnen. Zwanzigtausend Francs! Zwanzigtausend Francs! Sie haben den Kopf verloren! Wer gibt denn zwanzigtausend Francs für einen Bankert?“

Johanna hörte ihm ruhig und ohne jeden Zorn zu. Sie war selbst erstaunt über diese Ruhe und Gleichgültigkeit gegen alles, was nicht ihr Kind betraf.

Der Baron atmete schwer, er fand nicht sogleich eine Antwort.

„Bedenken Sie, was Sie sagen!“ brach er schließlich, mit dem Fuße stampfend, los. „Das ist doch wirklich unerhört! Wer trägt denn die Schuld, daß man dieses verführte Mädchen mit einer Mitgift ausstatten muß? Von wem ist dieses Kind? Sie hätten es wohl einfach verleugnet?“

Von der Heftigkeit des Barons überrascht, sah Julius ihn scharf an. „Aber fünfzehntausend Francs wären doch auch genug gewesen,“ begann er dann wieder in ruhigerem Tone. „Sie haben ja alle Kinder vor der Ehe. Ob es diesem oder jenem gehört, das macht nichts aus. Statt ihr einen Pachthof im Werte von zwanzigtausend Francs zu geben, sollten Sie lieber an das Gerede denken, in das sie uns bringen. Das heißt doch, aller Welt auf die Nase binden, was geschehen ist. Sie hätten doch auf unseren Namen und unsere Stellung Rücksicht nehmen sollen.“

Er sprach in ernstem Ton, wie ein Mann, der auf seinem Recht besteht und dessen Gründe unwiderleglich sind. Der Baron war betroffen durch diese zutreffende Beweisführung und stand verlegen vor ihm.

„Glücklicherweise ist noch nichts ausgemacht,“ schloß Julius, seinen Vorteil wahrnehmend, seine Ausführungen, „ich kenne den Burschen, der sie heiraten will. Er ist ein braver Mensch und es läßt sich alles mit ihm ausgleichen. Ich werde das auf mich nehmen.“

Und er ging sofort hinaus; ohne Zweifel fürchtete er eine Fortsetzung dieses Themas und war froh über das allgemeine Schweigen, das er für eine Zustimmung aufnahm.

„O, das ist stark, es ist zu stark!“ rief der Baron, außer sich vor Zorn und Überraschung, nachdem sich die Türe hinter Julius geschlossen hatte.

Johanna hingegen, die ihre Augen auf das entsetzte Gesicht ihres Vaters geheftet hatte, brach plötz-

lich in ein Gelächter aus, in jenes helle Lachen von ehemals, wenn sie Zeugin irgend einer spaßigen Szene war.

„Papa, Papa!" wiederholte sie immer wieder lachend, „hast du gehört, wie er stets betonte: Zwanzigtausend Francs?"

Und Mütterchen, der das Lachen stets eben so nahe war wie das Weinen, wurde bei der Erinnerung an das zornige Gesicht ihres Schwiegersohnes, an seine wütenden Ausrufe, und an seine heftige Weigerung, dem von ihm verführten Mädchen eine Summe zu geben, die ihm noch gar nicht gehörte, von jenem stoßweisen Lachen befallen, das ihr stets die Tränen in die Augen trieb. Zugleich wirkte ihre Freude über Johannas gute Laune mit. Da konnte auch der Baron seinerseits der allgemeinen Ansteckung nicht mehr widerstehen und wie in lustigen alten Zeiten lachten alle drei, daß sie fast krank wurden.

„Es ist merkwürdig," sagte Johanna, als sie sich wieder etwas beruhigt hatten, „daß auf mich so etwas gar keinen Eindruck mehr macht. Ich betrachte ihn jetzt wie einen Fremden. Ich kann gar nicht mehr glauben, daß ich seine Frau sei. Ihr seht, ich amüsiere mich über seine . . . seine . . . Unzartheiten."

Und ohne recht zu wissen warum, küßten sie sich zärtlich und lachend.

Aber zwei Tage später nach dem Frühstück, als Julius ausgeritten war, trat ein großer Bursche von zwei- bis vierundzwanzig Jahren, in einen ganz neuen blauen, vielfaltigen Kittel, mit bauschigen Ärmeln und Knöpfen am Handgelenk, gekleidet, ängstlich durch das Tor, als ob er dort schon seit Morgen gelauert hätte. Er glitt längs dem Graben des Couillardschen Pachthofes, ging ums Schloß herum und näherte sich langsamen Schrittes dem Baron und den beiden Damen, die wie immer unter der Platane saßen.

Als er sie bemerkte, hatte er seine Mütze abgenommen, und trat verlegen grüßend wieder etwas näher.

„Ihr Diener, Herr Baron, Madame und alle miteinander," platzte er los, als er nahe genug war, um verstanden zu werden. „Ich bin Desiré Lecoq," verkündete er sodann, als niemand ihn anredete.

„Was gibt's?" fragte der Baron, den dieser Name nicht gescheiter machte. So gezwungen, seine Angelegenheit deutlicher zu erklären, wurde der Bursche ganz verlegen. Seine Augen wanderten unruhig hin und her; bald hafteten sie auf der Mütze in seiner Hand, bald weilten sie drüben auf dem Dache des Schlosses.

„Der Herr Pfarrer . . ." stammelte er, „hat mir . . . etwas von der . . . Sache gesteckt."

Dann schwieg er wieder, aus Furcht, zu viel zu sagen und dadurch sein Interesse zu verletzen.

„Von welcher Sache? Ich weiß wahrhaftig nichts," sagte der Baron verständnislos.

„Die Sache mit dem Mädchen . . . mit Rosalie," sagte hierauf der andere mit halblauter Stimme.

Johanna, die halb und halb die Geschichte erraten hatte, stand auf und entfernte sich mit dem Kind auf den Armen.

„Kommt heran," sagte der Baron, mit der Hand auf einen Stuhl deutend, den seine Tochter verlassen hatte.

„Sie sind sehr gütig," murmelte der Bauer, sich setzend. Dann wartete er wieder, als wenn er weiter nichts zu sagen hätte. Endlich nach längerem Schweigen schien er einen Entschluß zu fassen und heftete den Blick auf den blauen Himmel. „Wir haben noch schönes Wetter für diese Jahreszeit. Schade, daß es dem Lande für die Aussaat nicht mehr zu gute kommt." Dann schwieg er abermals.

„Ihr wollt also die Rosalie heiraten?“ fragte ihn der Baron ganz unvermittelt, nachdem seine Geduld zu Ende war.

Der Mann wurde sofort sehr unruhig; seiner gewohnten normännischen Vorsicht gefiel diese Frage nicht so recht. „Vielleicht ja, wie es paßt; vielleicht auch nein, je nachdem,“ erwiderte er lebhaft, wenn auch immer noch sehr mißtrauisch.

Dem Baron wurden endlich diese ausweichenden Redensarten zu viel.

„Zum Teufel auch! So sprecht doch frisch von der Leber. Kommt ihr deshalb, oder nicht. Wollt ihr sie heiraten oder nicht?“

Der Mann starrte ganz verlegen immer nur auf seine Füße.

„Wenn es so ist, wie der Pfarrer sagt, nehm ich sie; wenn es aber so ist, wie Herr Julius sagt, nehm ich sie keinesfalls.“

„Was hat Euch Herr Julius gesagt?“

„Herr Julius hat mir gesagt, daß ich fünfzehntausend Francs haben sollte; und der Herr Pfarrer hat mir gesagt, es wären zwanzigtausend. Mit zwanzigtausend nehme ich sie, mit fünfzehntausend aber nicht.“

Die Baronin, welche in ihrem Stuhl versunken saß, stieß beim Anblick dieses ängstlichen Menschen ein kurzes Lachen aus. Der Bauer sah sie von der Seite mit mißvergnügter Miene an; er begriff diese plötzliche Heiterkeit nicht und wartete.

Dem Baron war dieser Handel unbequem.

„Ich habe dem Herrn Pfarrer gesagt, daß Ihr den Pachthof Barville zeitlebens haben sollt und daß er dann auf das Kind übergeht. Er ist zwanzigtausend Francs wert. Ich habe nur ein Wort. Genügt Euch das, oder nicht?“

Der Mann lächelte stumpfsinnig und befriedigt; jetzt wurde er auf einmal gesprächig: „Ach, wegen damals hätte ich ja nicht nein gesagt. Das war es nicht, was mich genierte. Als der Herr Pfarrer mit mir sprach, war ich, meiner Seel! auf der Stelle einverstanden, und es war mir ein Vergnügen, dem Herrn Baron gefällig zu sein, der mir das schon vergelten würde, wie ich mir sagte. Das bleibt wahr, wenn man sich gegenseitig gefällig ist, so lohnt sich das für jeden. Aber Herr Julius suchte mich auf und sprach nur von fünfzehntausend. „Da mußt du selbst einmal schauen," dachte ich bei mir und so kam ich her. Ich wußte ja schon Bescheid, ich hatte Vertrauen; aber ich wollte wissen, woran ich war. Gute Ordnung erhält gute Freundschaft; ist das nicht wahr, Herr Baron?"

„Wann soll die Hochzeit sein?" fragte ihn der Baron, als er einen Augenblick Atem schöpfte. Da wurde der Mann plötzlich wieder ängstlich, voll Verlegenheit.

„Wollen wir nicht erst ein kleines Papier darüber aufsetzen?" fragte er schließlich zögernd.

Diesmal wurde der Baron ärgerlich.

„Aber zum Kuckuck! Ihr habt doch an dem Heirats-Kontrakt genug. Das ist doch das sicherste Papier."

„Wir könnten indessen immer noch etwas schriftlich darüber ausmachen," wandte jener ein. „Das kann nichts schaden."

Der Baron stand auf, um ein Ende zu machen. „Antwortet, ja oder nein. Wenn Ihr keine Lust habt, so sagt's nur. Ich habe noch einen anderen zur Hand."

Da machte die Furcht vor einem Nebenbuhler den schlauen Normannen stutzig. Er entschied sich schnell, er ergriff die Hand des Barons, wie beim

Kuhhandel und sagte: „Topp! Herr Baron! Abgemacht. Ein Narr, der noch zögerte!“

Der Baron schlug ein und rief dann „Ludivine!“ Der Kopf der Köchin erschien am Fenster. „Bringen Sie eine Flasche Wein.“ Man begoß die Sache mit der notwendigen Feuchtigkeit. Später entfernte sich der Bursche mit etwas beflügelterem Schritte, als wie er gekommen war.

Julius sagte man nichts von diesem Besuche. In tiefster Stille wurde der Kontrakt fertig gemacht und dann fand eines Montags morgens die Hochzeit statt, nachdem das Aufgebot erfolgt war.

Eine Nachbarin trug das Kleine hinter dem neuen Paare her zur Kirche, wie ein sicheres Vermögenspfand. Niemand in der Gemeinde wunderte sich; man beneidete höchstens Desiré Lecoq. Es sei ein heller Kopf, sagten die Leute mit etwas boshaftem Lächeln, aber ohne jede Spur von Entrüstung.

Julius machte nachträglich eine furchtbare Szene, welche die Abreise seiner Schwiegereltern von Peuples beschleunigte. Johanna sah sie ohne allzu tiefen Kummer scheiden, da Paul für sie eine unerschöpfliche Quelle des Glücks geworden war.

IX.

Als Johanna sich von ihrer Niederkunft ganz erholt hatte, entschloß man sich, den Besuch der Fourvilles zu erwidern und auch dem Marquis de Coutelier einen Besuch zu machen.

Julius hatte auf einer Auktion einen neuen Wagen gekauft, ein Phaeton, zu dem man nur ein Pferd be-

durfte; so konnten sie ein- oder zweimal im Monat bequem ausfahren.

An einem schönen, klaren Dezembertage wurde angespannt. Nachdem sie zwei Stunden durch Feld und Wiesen gefahren waren, begann der Weg in ein kleines Tal abzusteigen, dessen Ränder bewaldet waren und dessen Grund deutliche Spuren einer sorgfältigen Kultur zeigte.

Auf die besäeten Felder folgten Wiesen und auf die Wiesen ein großer Sumpf. Das Schilfrohr desselben war zu dieser Jahreszeit schon dürr, und seine Blätter flatterten wie lange gelbe Bänder im Winde.

Plötzlich nach einer scharfen Biegung des Tales lag das Schloß la Brilette vor ihnen. Es lehnte sich mit der einen Front an den bewaldeten Talhang an, während die Mauer der andern sich in einem Teich verlor, den auf der gegenüberliegenden Seite ein hohes Tannengehölz abschloß, das diesen Teil des Tales bedeckte.

Man mußte über eine alte Zugbrücke, um dann durch ein hohes Portal im Stile Ludwig XIV. in den Schloßhof zu gelangen. Das Schloß war im gleichen Stile aus Backstein erbaut und von Türmchen mit Schieferdächern flankiert.

Julius erklärte Johanna alle Einzelheiten des Baues, den er genau zu kennen schien. Er pries seine vollendete Schönheit, die er nicht genug bewundern konnte. „Sieh nur dieses Portal an! Ist das nicht eine herrliche Wohnung, wie? Die ganze, andere Fassade liegt im Teiche, mit einer wundervollen Rampe, die bis zum Wasser herunter führt. Vier Kähne liegen an deren Stufen befestigt, zwei für den Grafen und zwei für die Gräfin. Dort unten rechts, wo du die Pappelreihe siehst, ist das Ende des Teiches. Dort fließt der Fluß, der nach Fecamp führt. Die Gegend ist von Wasservögeln belebt. Der Graf schwärmt

leidenschaftlich für die Jagd. Es ist ein richtiger Herrensitz, das."

Die Eingangstür öffnete sich und die bleiche Gräfin erschien, den Besuchern mit einem Lächeln auf den Lippen entgegenkommend. Sie trug ein Schleppkleid wie eine Schloßherrin aus alter Zeit. Die schöne Dame vom See schien wie geboren für dieses Grafenschloß.

Der achtfensterige Salon gewährte einen prachtvollen Ausblick auf das Wasser und das dunkle Fichtenholz, welches an seinem jenseitigen Rande emporstieg.

Das dunkle Laub im Hintergrunde ließ den Teich tief, finster und traurig erscheinen; und wenn der Wind blies, so klang das Flüstern der Bäume wie seufzende Stimmen aus dem Sumpfe.

Die Gräfin nahm beide Hände Johannas, als hätte sie eine Jugendfreundin vor sich, bat, Platz zu nehmen und setzte sich neben sie auf einen niedrigen Stuhl, während Julius, der seit fünf Monaten ganz wieder der vornehme Weltmann von früher geworden war, in der gewandtesten Weise unter vertraulichem stillen Lächeln die Unterhaltung führte.

Die Gräfin und er sprachen von ihren Spazierritten. Sie lachte ein wenig über seine Reitkunst und nannte ihn den „Stolper-Ritter", während er sie lachend „Die Amazonen-Königin" taufte. Der Knall eines Gewehres unter dem Fenster entlockte Johanna einen kleinen Schrei. Es war der Graf, der eine Krickente geschossen hatte.

Seine Frau rief ihn sofort herbei. Man hörte das Geräusch von Rudern, das Anstoßen eines Kahns an der Steintreppe und alsbald erschien der Graf in hohen Wasserstiefeln, gefolgt von zwei triefenden Hunden, rötlich wie ihr Herr, die sich's auf dem Teppich an der Tür bequem machten.

Der Graf schien zu Hause besserer Laune und über den nachbarlichen Besuch sehr erfreut zu sein. Er ließ frisches Holz in den Kamin legen, bestellte Madeira und Biskuits. „Aber Sie werden mit uns essen, nicht wahr; abgemacht?“ rief er plötzlich.

Johanna, deren Gedanken stets bei ihrem Kinde weilten, wollte Einwendungen machen; aber der Graf ließ sie nicht gelten. Als sie noch immer zögerte, machte Julius eine heftige Bewegung der Ungeduld. Da befürchtete sie, seine schlechte Laune wieder zu erwecken und willigte ein, obschon ihr der Gedanke furchtbar war, Paul vor dem nächsten Tage nicht wiederzusehen.

Es war ein sehr vergnügter Nachmittag. Man fuhr zunächst zu den Quellen des Teiches, die am Fuße eines moosbewachsenen Felsens sich in ein klares Bassin ergossen, dessen Wasser stets wie kochend aufwirbelte. Dann bewegte sich der Kahn auf richtigen Wasserwegen, die in dem Walde von trockenem Schilf eingeschnitten waren. Der Graf, der zwischen seinen zwei Hunden saß, die witternd die Nase in die Luft streckten, führte die Ruder. Jeder seiner Ruderschläge brachte den Kahn ein gutes Stück vorwärts. Johanna steckte zuweilen die Hand in das frische Wasser und freute sich seiner eisigen Kühle, die ihr bis zum Herzen drang. Ganz im Hintergrunde saßen, in Schals eingehüllt, die Gräfin und Julius. Sie lächelten wie zwei glückliche Menschen, die für ihr Glück aber keine Worte haben.

Der Abend brach mit langgezogenen kühlen Schauern herein; der Nordwind strich durch das welke Schilfrohr. Die Sonne war hinter den Tannen zur Ruhe gegangen. Der rötliche Himmel, mit scharlachfarbenen und grotesken Wölkchen bedeckt, ließ einen erfrieren, wenn man ihn nur anschaute.

Man kehrte in den Salon zurück, wo ein mächtiges Kaminfeuer brannte. Schon beim Eintritt wurde man

warm und heiter gestimmt. Der Graf nahm in ausgelassener Laune seine Frau wie ein Kind auf seine athletischen Arme, hob sie bis zum Munde empor und drückte ihr zwei herzhafte, glückliche Küsse auf beide Wangen.

Johanna betrachtete lächelnd diesen gutmütigen Riesen, den man lediglich um seines großen Schnurrbartes willen einen Werwolf nannte. „Wie man sich doch stets über die Leute täuschen kann!“ dachte sie bei sich. Als sie dann fast unwillkürlich den Blick auf Julius richtete, der furchtbar bleich, das Auge starr auf den Grafen geheftete, in der Tür stand, näherte sie sich ihm voll Besorgnis. „Bist du krank? Was fehlt dir nur?“ fragte sie ihn leise. „Nichts,“ antwortete er zornig, „laß mich zufrieden. Ich friere.“

Als man sich in den Speisesaal begab, bat der Graf um die Erlaubnis, seine Hunde mitnehmen zu dürfen. Sie kamen alsbald herbei und pflanzten sich rechts und links von seinem Stuhle auf. Jeden Augenblick gab er ihnen einen Bissen von seinem Teller und streichelte ihren langen seidenweichen Behang. Die prächtigen Tiere zeigten sich sehr empfänglich für seine Liebkosungen, sie wedelten mit dem Schweif und zitterten vor freudiger Erregung.

Johanna und Julius machten nach dem Diner Miene, fortzufahren; allein der Graf hielt sie zurück, um ihnen einen Fischfang bei Fackelschein zu zeigen.

Sie mußten sich mit der Gräfin auf der Rampe aufstellen, die zum Teiche führte, während er, von einem Diener mit brennender Fackel und Wurfnetz begleitet, in seinen Kahn stieg. Die Nacht war klar und scharf; der Himmel mit Milliarden von Sternen besäet.

Die Fackel warf seltsame, lebendige Feuerstrahlen auf das Wasser; ihr Licht zitterte im Schilfrohr und brach sich an dem Rande des dichten Tannengehölzes.

Plötzlich bei einer Wendung des Kahnes hob sich ein riesiger gespenstiger Schatten, der Schatten eines Menschen, an diesem hellerleuchteten Waldrande ab. Sein Haupt ragte über die Bäume hinaus und verlor sich im Äther, während die Füße im Wasser zu stehen schienen. Dann erhob dieses unermeßliche Wesen seine Arme, als wollte es die Sterne vom Himmel holen. Sie schnellten plötzlich empor, diese Arme, und sanken ebenso schnell wieder herab. Gleichzeitig hörte man ein leichtes Geräusch, wie wenn das Wasser gepeitscht würde.

Während die Barke langsam dahinglitt, schien die wunderbare Gestalt längs dem erleuchteten Holze hinzulaufen. Dann verschwand sie in dem unsichtbaren Horizont, um plötzlich wieder aufzutauchen. Sie war weniger groß, aber genauer in ihren Umrissen; ihre Bewegungen wurden immer deutlicher, als sie sich jetzt auf der Fassade des Schlosses abspiegelte.

„Ich habe acht gefangen, Gilberte," rief die gewaltige Stimme des Grafen.

Die Ruder knirschten auf dem Grunde. Der riesige Schatten stand jetzt unbeweglich an der Mauer und wurde immer kleiner und schmaler. Sein Haupt schien herabzusinken, sein Körper abzumagern; und als Herr de Fourville die Stufen der Rampe heraufschritt, stets von dem Diener mit der Fackel gefolgt, war seine Figur wieder auf ihren gewöhnlichen Umfang zusammengeschmolzen, während das Licht alle seine Bewegungen auf dem Mauerwerk wiedergab.

In seinem Netz trug er acht große, zappelnde Fische.

„Welch' ein guter Mann, dieser Riese!" sagte Johanna unterwegs, als sie beide in warme Mäntel und Decken gehüllt, die man ihnen geliehen hatte, nach Peuples zurückfuhren. „Allerdings," entgegnete Julius, der die Zügel führte, „nur schade, daß er sich in Gesellschaft zuweilen so gehen läßt."

Der Dezember, dieser finstere Monat, dieses dunkle Loch am Ende des Jahres, ging langsam zur Neige. Das einsame Leben begann wieder wie im vorigen Jahre. Johanna langweilte sich indessen keineswegs; sie war unausgesetzt mit Paul beschäftigt, den Julius von der Seite mit unruhiger, mißvergnügter Miene betrachtete.

Zuweilen, wenn die Mutter ihn auf den Armen hielt und ihn mit jenen zärtlichen Schmeicheleien liebkoste, die jede Mutter für ihre Kinder hat, zeigte sie ihn auch dem Vater und sagte: „So küsse ihn doch mal; man sollte wirklich denken, du möchtest ihn nicht.“ Dann berührte er ganz von weitem mit seinen Lippen die glatte Stirn des Babys; aber er schnitt ein widerwilliges Gesicht dazu und beugte sich weit vor, um nur nicht die kleinen, lebhaft greifenden Händchen anzurühren. Hierauf ging er sofort heraus; man hätte denken können, daß ein Ekel ihn forttriebe.

Hin und wieder kamen der Maire, der Pfarrer und der Doktor zum Essen. Zuweilen stellten sich auch die Fourvilles ein, mit denen man sich immer mehr anfreundete.

Der Graf schien eine innige Zuneigung zu Paul gefaßt zu haben. Er hatte ihn fortwährend auf dem Schoße, selbst wenn der Besuch den ganzen Nachmittag dauerte. Er schaukelte ihn vorsichtig auf seinen großen Riesenfäusten, kitzelte ihm die Nasenspitze mit seinen langen Schnurrbartenden und küßte ihn unzählige Male mit einer Leidenschaftlichkeit, wie eine Mutter sie nicht größer haben konnte. Er litt unaussprechlich darunter, daß seine eigene Ehe kinderlos blieb.

Im März begann das Wetter klar, trocken und beinahe milde zu werden. Gräfin Gilberte begann aufs neue von den Spazierritten zu sprechen, die sie zu vieren unternehmen wollten. Johanna, die der

langen Abende und Nächte und der ebenso monotonen Tage doch etwas müde war, gab ganz vergnügt diesem Plane ihre Zustimmung. Eine ganze Woche lang beschäftigte sie sich mit der Zurichtung ihres Reitkleides.

Dann begannen die Spazierritte. Sie ritten immer zu zweien, die Gräfin mit Julius voraus, Johanna und der Graf hundert Schritte dahinter. Letztere plauderten harmlos wie Freunde; denn sie waren Freunde geworden durch die Berührung ihres redlichen Gemütes, ihrer einfachen Seelen. Jene dagegen sprachen leise miteinander, lachten zuweilen laut auf, und sahen sich plötzlich an, als ob ihre Augen sich etwas erzählen wollten, was der Mund nicht aussprechen konnte. Dann sprengten sie wieder im Galopp davon, als wollten sie weit, recht weit fliehen.

Hin und wieder schien Gilberte sehr reizbar zu sein. Der Wind trug ihre laute Stimme bis zu den Ohren der langsam hinterdrein Reitenden. „Sie ist nicht immer gut gelaunt, meine Frau,“ sagte der Graf alsdann lächelnd zu Johanna.

Eines Abends auf dem Heimwege haranguierte die Gräfin ihre Stute besonders; bald stach sie ihr den Sporn in die Flanke, bald riß sie heftig am Zügel. Man konnte deutlich hören, wie Julius ihr mehrmals sagte: „Geben Sie acht, geben Sie acht, sie wird Ihnen durchgehen.“

„Einerlei; das geht Sie nichts an,“ antwortete sie so herb und scharf, daß die Worte deutlich übers Feld hallten.

Das mutige Tier bäumte sich schließlich hoch auf und biß schäumend auf die Stange. „Gib doch acht, Gilberte,“ rief der Graf aus voller Lunge. Da hieb sie wie in einem Anfall von Raserei, die nichts zurückhält, zornig mit ihrer Gerte das Tier gerade zwischen

beide Ohren. Die Stute stieg kerzengerade in die Höhe, schlug einen Augenblick die Luft mit den Vorderfüßen, faßte dann wieder Boden, machte einen furchtbaren Satz und rannte mit Aufbietung aller Kräfte wie toll davon.

Zuerst ging es über eine Wiese, dann über einen Sturzacker, wobei eine Wolke von Staub und Schmutz sie einhüllte. Sie rannte so flüchtig, daß man Roß und Reiterin kaum noch voneinander unterscheiden konnte.

„Madame, Madame!“ rief Julius, der ganz verzweifelt und verwirrt halten blieb.

Der Graf ließ ein leises Brummen vernehmen, beugte sich über den Hals seines Pferdes, nachdem er es mit seinem ganzen Körpergewicht vorgedrückt hatte und sprengte davon. Er hob es mit solcher Kraft, trieb es mit Peitsche, Sporen und Zuruf so energisch vorwärts, daß es aussah, als trüge der riesige Reiter das Tier zwischen seinen Schenkeln davon. So ging es mit unglaublicher Schnelligkeit hintereinander her. Johanna sah, wie ganz weit hinten die Schatten der beiden Eheleute dahinflogen, wie sie immer kleiner wurden, bald verschwanden, bald wieder auftauchten, gleich zwei Vögeln, die sich verfolgen, um endlich sich ganz im Äther zu verlieren.

Julius näherte sich ihr, immer noch im Schritt, und sagte mit ganz verstörter Miene: „Ich glaube, sie ist von Sinnen heute.“

Sie ritten nun hinter ihren Freunden her, die durch eine Erdwelle verdeckt waren.

Nach Verlauf einer Viertelstunde sahen sie dieselben zurückkommen; und bald traf man wieder zusammen.

Der Graf, noch röter wie sonst, in Schweiß gebadet, aber lachend, mit zufriedener, triumphierender

Miene, führte mit seiner kräftigen Faust das Pferd seiner Gattin am Zügel. Ihr schmerzlich verzerrtes Antlitz war bleich wie der Kalk an der Wand und sie hatte sich mit der einen Hand um den Nacken ihres Mannes gehängt, als fühlte sie ihre Kräfte schwinden.

Johanna begriff an diesem Tag, daß der Graf seine Gattin unaussprechlich liebte.

Während der nächsten Zeit zeigte sich die Gräfin so vergnügt, wie sie noch nie zuvor gewesen war. Sie kam noch öfter wie sonst nach Peuples, lachte unaufhörlich und küßte Johanna unter wahren Stürmen von Zärtlichkeit. Man hätte sagen können, daß eine geheimnisvolle Verzückung über sie gekommen wäre. Ihr Mann, selbst überglücklich, wandte kein Auge von ihr und suchte mit verdoppelter Zärtlichkeit jeden Augenblick ihre Hand oder wenigstens eine Falte ihres Kleides zu erhaschen.

„Wir sind jetzt wirklich glücklich," sagte er eines Abends zu Johanna. „Gilberte war noch nie so liebenswürdig wie jetzt. Sie kennt keinen Zorn und keine schlechte Laune mehr. Ich fühle, daß sie mich liebt. Bis dahin war ich dessen noch nicht gewiß."

Auch Julius schien verändert, vergnügter, ohne Zeichen von Ungeduld; als wenn die Freundschaft zwischen den beiden Familien einer jeden von ihnen Frieden und Freude zurückgebracht hätte.

Der Frühling war außerordentlich schön und warm. Von den lieblichen Morgenstunden bis zum milden, lauen Abend sandte die Sonne ihre wärmenden, alles belebenden Strahlen auf die Erde herab. Es war ein plötzliches und mächtiges Erwachen der ganzen Erde zu gleicher Zeit, jenes unwiderstehliche Treiben des Saftes, jener Drang zum Neuerstehen, den die Natur zuweilen in ganz besonders bevorzugten Jahren

zeigt, wo man an eine Verjüngung der Welt glauben möchte.

Johanna fühlte sich durch dieses gährende Leben seltsam bewegt und verwirrt. Beim Anblick einer kleinen Blume im Grase konnte sie plötzlich zu Tränen gerührt werden, sie hatte Stunden voll seltsamer Melancholie, voll weicher Empfindungen.

Dann überfielen sie die zärtlichen Erinnerungen der ersten Zeit ihrer Liebe. Nicht als ob ihre Zuneigung zu Julius sich erneuert hätte; nein! das war aus, für immer aus! Aber der laue Frühlingswind, der linde Frühlingsduft umschmeichelten ihre Haut und drangen ihr bis zum Herzen, wo sie ein unbewußtes Erwachen, wie auf irgend einen geheimnisvollen Ruf hin, hervorzauberten.

Es machte ihr Freude, allein zu sein, sich bei der warmen Sonne an irgend ein stilles Plätzchen zurückzuziehen; diese unbestimmten, wonnigen und heiteren Empfindungen wollte sie mit niemandem teilen.

Eines Morgens, als sie so vor sich hinträumte, beschäftigte sie plötzlich ein Bild aus vergangener Zeit, das Bild jener kleinen, sonnigen Lichtung, inmitten des dunklen Laubes in dem kleinen Holze bei Etretat. Dort hatte sie zum ersten Male empfunden, wie ihr Körper neben dem jungen Manne zitterte, den sie damals liebte. Dort hatte er zum erstenmal, wenn auch nur stammelnd, dem Verlangen seines Herzens Ausdruck verliehen. Dort hatte sie ja plötzlich geglaubt, die köstliche Verwirklichung ihrer Hoffnungen vor sich zu sehen.

Und sie wollte dieses Gehölz wiedersehen; sie wollte dorthin eine Pilgerfahrt machen, von der sie mit abergläubischer Sentimentalität irgend eine Änderung ihres bisherigen Lebensweges erwarten zu müssen vermeinte.

Julius war seit Tagesanbruch fortgeritten; sie wußte nicht wohin. Sie ließ also den kleinen Schimmel der Martins satteln, den sie jetzt zuweilen bestieg, und ritt fort.

Es war ein Tag so ruhig, daß sich nichts, kein Grashalm, kein Blatt, zu regen schien. Alles schien für immer erstarrt, als ob der Wind erstorben wäre. Selbst die Insekten schienen verschwunden zu sein.

Eine heiße, majestätische Ruhe ging von der Sonne aus, die, unempfindlich gegen alles, in Gold getaucht schien. Johanna ritt im Schritt ihres Weges, heiter, fast glücklich. Von Zeit zu Zeit hob sie den Blick, um ein kleines weißes Wölkchen zu betrachten, das nicht größer war wie ein Watte-Flöckchen, oder wie ein leichter Dampfhauch, der vergessen, ganz allein dort oben mitten am blauen Himmelszelt haften geblieben war.

Sie ritt in das Tal hinab, welches sich durch einen der großen Felsenbogen, die man die Tore von Etretat nennt, zum Meere erstreckt. Langsam näherte sie sich dem Gehölz. Zwischen dem noch mageren Laube ergoß sich ein Strom von Licht. Sie suchte die Lichtung, ohne sie finden zu können und irrte planlos auf den schmalen Wegen umher.

Plötzlich, als sie eine lange Allee passierte, bemerkte sie zwei Reitpferde, die an einen Baum gebunden waren. Sie erkannte sie sofort; es waren Gilbertes und Julius ihre. Da die Einsamkeit angefangen hatte, ihr drückend zu werden, so war sie über dies unerwartete Zusammentreffen sehr vergnügt und setzte ihr Pferd in Trab.

Als sie bei den beiden Pferden angekommen war, die ruhig, wie aus langer Gewohnheit, dastanden, begann sie zu rufen. Aber sie erhielt keine Antwort.

Ein Damenhandschuh und zwei Reitpeitschen lagen in dem hohen Grase. Sie hatten also dort gesessen

und waren dann fortgegangen, ihre Pferde zurücklassend.

Sie wartete eine Viertelstunde, zwanzig Minuten, sehr erstaunt, ohne zu begreifen, was sie wohl machen könnten. Während sie abgestiegen war und nun so dastand, mit dem Rücken an einen Baum gelehnt, fingen zwei Finken, im Laub versteckt, ganz dicht über ihr zu schlagen an. Sie hüpften umeinander mit gespreizten, zitternden Flügelchen, drehten die Köpfchen und zwitscherten. Dann paarten sie sich plötzlich.

Johanna war überrascht, als wenn sie so etwas noch nie gesehen hätte. „Ach ja," sagte sie dann bei sich, „es ist Frühling." Hierauf kam ihr ein anderer Gedanke, ein Verdacht. Sie betrachtete von neuem den Handschuh, die Reitpeitschen, die verlassenen Pferde. Plötzlich schwang sie sich in den Sattel, von einem heftigen Verlangen getrieben, zu fliehen.

Sie galoppierte jetzt nach Peuples zurück. Ihr Gehirn arbeitete heftig, sie überlegte, reihte die Tatsachen aneinander, erwog die Umstände. Wie konnte sie erst so spät alles erraten? War sie bis dahin blind gewesen? Hatte sie Julius häufige Abwesenheit, seine wiederkehrende Eleganz, seine neu erwachte gute Laune nicht beachtet? Jetzt erinnerte sie sich auch Gilbertes plötzlicher nervöser Anfälle, ihrer übertriebenen Zärtlichkeiten gegen sie, und dieser Art Seligkeit der letzten Zeit, über die der Graf so glücklich war.

Sie parierte ihr Pferd zum Schritt, denn sie fühlte das Bedürfnis, ernster nachzudenken und das schnelle Tempo verwirrte ihre Sinne.

Nachdem die erste Bewegung vorüber war, wurde ihr Herz wieder ruhiger; sie empfand weder Eifersucht noch Haß, sondern nur Verachtung. Sie dachte nicht an Julius, von dem sie nichts mehr in Erstaunen setzen

konnte; aber der zweifache Verrat der Gräfin an ihr als Gattin und Freundin, das war es, was sie erregte. Die ganze Welt also war hinterlistig, falsch und lügnerisch. Tränen kamen ihr in die Augen. Man beweint zuweilen seine Illusionen mit ebensoviel Schmerz wie seine Toten.

Dennoch entschloß sie sich, zu tun, als ob sie nichts wüßte, ihr Herz vor vorübergehenden Regungen zu behüten, und ihre Liebe nur noch Paul und ihren Eltern zuzuwenden. Die Gegenwart der übrigen wollte sie mit ruhiger Miene ertragen.

Sobald sie zu Hause angekommen war, warf sie sich über ihren Sohn, trug ihn in ihr Zimmer herüber und küßte ihn eine Stunde lang unter stürmischen Tränen.

Julius kam zum Diner nach Hause, fröhlich und guter Dinge, voll liebenswürdiger Absichten. „Kommen Papa und Mama denn nicht dieses Jahr?“ fragte er.

Sie wußte ihm so viel Dank für diese Aufmerksamkeit, daß sie ihm fast ihre Entdeckung im Holze verzieh. Sie wurde plötzlich von einem so lebhaften Verlangen ergriffen, diejenigen wiederzusehen, welche sie nächst Paul am meisten liebte, daß sie den ganzen Abend am Schreibtische zubrachte, um ihre Herüberkunft zu beschleunigen.

Die Eltern stellten ihre Rückkehr für den 20. Mai in Aussicht. Man schrieb damals den 7. d. M.

Mit täglich wachsender Ungeduld erwartete sie deren Ankunft, als wenn sie außer der Liebe zu ihrem Kinde noch ein anderes Bedürfnis fühlte, wieder einmal ihr Herz an einem redlichen Herzen schlagen zu lassen. Sie mußte wieder einmal offen mit Leuten reden, die, treu und bieder, jeder Infamie abhold waren; die in ihrem Leben, in all ihren Worten und Werken, in ihren Gedanken und Wünschen stets ehrlich und gewissenhaft waren.

Was sie jetzt am meisten empfand, das war die Vereinsamung ihres Gewissens inmitten all dieser gewissenlosen Menschen. Obschon sie mit einem Male gelernt hatte zu heucheln, die Gräfin mit offenen Armen und lächelndem Munde zu empfangen, so fühlte sie doch dies Gefühl der Leere, diese gewisse Menschenverachtung, stetig wachsen und sie sah sich ganz von ihm beherrscht.

Als der Postwagen vor der Tür hielt und sich hinter den Fensterscheiben das vergnügte Gesicht des Barons zeigte, fühlte die junge Frau in ihrem Herzen eine tiefe Bewegung, eine so stürmische Zärtlichkeit, wie sie nie vorher empfunden zu haben glaubte.

Aber sie blieb überrascht, beinahe einer Ohnmacht nahe, stehen, als sie ihre Mutter aussteigen sah. Die Baronin war in diesen sechs Wintermonaten um wenigstens zehn Jahre gealtert. Ihre großen, schlaffen Hängebacken waren purpurfarben geworden und strotzten von Blutandrang. Ihr Auge schien erloschen, und sie konnte sich nur noch bewegen, wenn man sie unter beiden Armen stützte. Ihr an sich schwerer Atem war keuchend geworden und wogte so heftig, daß man in ihrer Nähe unwillkürlich ein Gefühl schmerzhafter Verlegenheit empfand.

Der Baron, gewohnt, sie täglich zu sehen, hatte von diesen Veränderungen wenig bemerkt. Wenn sie sich bei ihm über ihre stete Atemnot, über ihre wachsenden Beklemmungen beklagte, so antwortete er: „Aber im Gegenteil, liebes Kind; ich habe dich nie anders gekannt.“

„Deine Mutter ist in schlechten Heften,“ sagte Julius am Abend zu seiner Frau: „Ich fürchte, es steht nicht gut mit ihr.“

Johanna brach in Schluchzen aus.

„Nur ruhig!“ sagte Julius. „Ich behaupte ja nicht, daß sie verloren ist. Du mußt immer gleich alles übertreiben. Sie hat sich sehr verändert, das ist alles. Es kommt von ihrem Alter.“

Nach acht Tagen hatte sie sich schon so an das neue Aussehen ihrer Mutter gewöhnt, daß sie nicht mehr daran dachte. Auch mochte sie wohl absichtlich ihre Befürchtungen zurückdrängen, wie man gewöhnlich aus Egoismus, aus einer Art unbewußten Dranges nach Ruhe düstere Vorahnungen und drohende Sorgen von sich abzuschütteln sucht.

Die Baronin, der das Gehen die größte Schwierigkeit verursachte, begab sich jeden Tag höchstens noch eine halbe Stunde ins Freie. Wenn sie ein einziges Mal den Weg in „ihrer“ Allee zurückgelegt hatte, konnte sie sich nicht mehr weiter bewegen und verlangte, sich auf „ihre“ Bank zu setzen. Wenn sie sich unfähig fühlte, ihren Spaziergang zu Ende zu führen, sagte sie: „Wir wollen aufhören; meine Hypertrophie steckt mir heute in allen Gliedern.“

Sie lachte jetzt gar nicht mehr; sie lächelte höchstens noch über Dinge, bei denen sie sich das Jahr vorher noch vor Lachen geschüttelt hätte. Aber da ihre Augen noch sehr gut waren, so verbrachte sie ihre Tage mit der Lesung von „Corinne“ oder Lamartines „Meditation“. Dann verlangte sie, daß man ihr die Schieblade mit ihren „Reliquien“ bringe. Sie breitete die alten, ihrem Herzen so teuren Briefe auf ihrem Schoß aus, stellte die Schieblade auf einen Stuhl neben sich und legte ihre „Reliquien“, eine nach der anderen, wieder hinein, nachdem sie dieselben langsam durchgelesen hatte. Und wenn sie ganz für sich allein war, dann pflegte sie wohl den einen oder andern Brief zu küssen, wie man die Haare geliebter Toten küßt.

Einige Male fand Johanna, wenn sie plötzlich eintrat, die Baronin bitterlich weinend. „Was hast du, Mütterchen?" rief sie.

„Das kommt von meinen Reliquien," sagte jene nach einem langen Seufzer. „Man denkt wieder an Sachen, die so herrlich waren, und die nun zu Ende sind! Und dann fallen einem da plötzlich Personen ein, an die man schon ewig nicht mehr gedacht hat. Man glaubt sie zu sehen und zu hören; das macht einen furchtbaren Eindruck. Du wirst das später auch noch kennen lernen."

Als der Baron einmal bei einer solchen melancholischen Szene hinzukam, murmelte er: „Johanna, mein Kind; wenn du mir folgen willst, so verbrenne deine Briefe, alle Briefe, von deiner Mutter, von mir, alle. Es gibt nichts Schrecklicheres, als die Nase wieder in die Jugendzeit zu stecken, wenn man alt geworden ist." Aber Johanna bewahrte ebenfalls ihre Korrespondenz, richtete sich ihren „Reliquienschrein" ein, indem sie, trotz aller sonstigen Verschiedenheit von ihrer Mutter, einem gewissen erblichen Triebe träumerischer Sentimentalität gehorchte.

Einige Tage später mußte der Baron in Geschäften nach auswärts und reiste ab.

Die Jahreszeit war herrlich. Linde, sternenklare Nächte folgten den ruhigen Abenden, heitere Abende den strahlenden Tagen und diese wieder brachen mit einer schimmernden Morgenröte an. Mütterchen befand sich bald besser und Johanna, der Liebeleien ihres Gatten und Gilbertes Untreue vergessend, fühlte sich beinahe von Herzen glücklich. Die ganze Flur prangte im Blumenschmuck und strömte süßen Duft aus. Das weite Meer erglänzte friedlich von Morgen bis zum Abend unter der lachenden Sonne.

Eines Nachmittags nahm Johanna Paul auf den Arm und ging ins Feld. Sie betrachtete bald ihren Sohn, bald das blumenbesäete Gras längs des Weges, und fühlte sich seltsam glücklich bewegt. Alle Augenblicke küßte sie das Kind und drückte es leidenschaftlich an sich. Der starke Blumenduft stieg ihr zu Kopfe; eine angenehme, wohltuende Mattigkeit schwächte ihre Sinne. Sie dachte über die Zukunft ihres Kindes nach. Was würde aus ihm werden? Bald wünschte sie es als großen, berühmten, mächtigen Mann vor sich zu sehen. Bald wiederum hätte sie gewünscht, es möchte in bescheidenen Verhältnissen bei ihr bleiben, nur voll Zärtlichkeit und Liebe stets sie umfangen. Mit der eigennützigen Liebe eines Mutterherzen wünschte sie nur, daß es ihr Sohn bliebe, nur ihr Sohn und weiter nichts. Aber ihre Vernunft sagte ihr wieder, daß er irgend einen großen Platz in der Welt ausfüllen müsse.

Sie setzte sich an einem Grabenrand nieder und betrachtete ihn lange. Es schien ihr, als hätte sie ihn noch nie richtig angesehen. Und plötzlich verwunderte sie sich bei dem Gedanken, daß dieses kleine Wesen einmal groß sein, daß es mit festem Schritte einhergehen, einen Bart haben und mit männlicher Stimme reden würde.

Von weitem rief sie jemand an; sie blickte auf. Marius kam angelaufen. Sie dachte, daß irgend ein Besuch ihrer wartete und erhob sich, mißvergnügt über diese Störung. Der Bursche lief aus Leibeskräften, und als er nahe genug war, schrie er: „Frau Baronin ist sehr schlecht geworden, Madame!“

Es war ihr, als wenn ein Guß kaltes Wasser den Rücken herabliefe; und mit gesenktem Haupte rannte sie eiligst nach Hause.

Schon von weitem sah sie eine Menge Leute unter der Platane stehen. Sie stürzte vor und bemerkte, als

die Gruppe sich öffnete, ihre Mutter auf der Erde liegend, den Kopf von zwei Kissen unterstützt. Ihr Gesicht war ganz schwarz, ihre Augen geschlossen; und ihre sonst so wogende Brust rührte sich nicht. Die Amme nahm das Kind auf den Arm und brachte es fort.

„Was ist geschehen?“ fragte Johanna heftig. „Wie kam sie zu Falle? Man muß gleich zum Arzt schicken!“ Sich umwendend bemerkte sie den Pfarrer, der durch irgend einen Zufall schon benachrichtigt war, und nun kam, seine Dienste anzubieten. Er schob auch sofort die Ärmel seiner Soutane zurück, aber alle seine Einreibungen mit Essig und Kölnisch-Wasser blieben wirkungslos. „Man sollte sie auskleiden und sofort zu Bett bringen,“ meinte der Priester.

Der Pächter Joseph Couillard war zur Stelle, ebenso Papa Simon und Ludivine. Unterstützt vom Abbé Picot wollten sie die Baronin forttragen; aber als sie sie aufhoben, sank der Kopf hintenüber und das Kleid zerriß ihnen unter den Händen. So schwer und unbeholfen war der mächtige Körper. Johanna schrie vor Schreck laut auf.

Man holte einen Sessel aus dem Salon und konnte sie so endlich, nachdem man sie darauf gesetzt, forttragen. Schritt für Schritt ging es die Rampe herauf, dann über die Treppe ins Schlafzimmer, wo man sie aufs Bett legte.

Als die Köchin mit dem Auskleiden nicht fertig werden konnte, fand sich gerade zur rechten Zeit die Witwe Dentu ein. Sie war ebenso unerwartet gekommen wie der Priester. „Als ob sie den Tod gerochen hätten,“ sagten die Dienstboten.

Joseph Couillard eilte schleunigst zum Arzte. Als der Pfarrer sich anschickte, das heilige Öl hervorzuholen, flüsterte die Krankenwärterin ihm zu: „Be-

mühen Sie sich nicht, Herr Abbé, es ist schon vorbei; ich kenne mich aus."

Johanna weinte bitterlich; sie wußte nicht, was sie machen sollte. Vergeblich sann sie auf ein Mittel, das man hätte anwenden können; der Priester erteilte auf alle Fälle die General-Absolution.

So harrte man zwei Stunden bei dem blau angelaufenen, leblosen Körper. Johanna war jetzt in die Kniee gesunken und schluchzte, von Angst und Schmerz zerrissen.

Als die Tür sich öffnete und der Arzt erschien, glaubte sie wieder Heilung, Trost und Hoffnung mit ihm eintreten zu sehen. Sie stürzte auf ihn zu und berichtete ihm in abgerissenen Sätzen alles, was sie von der Sache wußte: „Sie ging spazieren, wie alle Tage . . . es ging ihr gut . . . sehr gut sogar . . . sie hat zum Frühstück eine Bouillon mit zwei Eiern genommen . . . sie ist plötzlich umgesunken . . . sie ist ganz schwarz geworden, wie Sie sehen . . . und hat sich nicht mehr gerührt . . . Wir haben alles versucht, um sie wieder zu sich zu bringen . . . alles."

Sie schwieg, überrascht durch eine heimliche Handbewegung der Wärterin, die dem Arzt bedeuten wollte, daß alles aus sei, völlig aus. Johanna sträubte sich, die Wahrheit zu begreifen; ängstlich wiederholte sie die Frage: „Ist es schlimm, Herr Doktor? Glauben Sie, daß es schlimm ist?"

„Ich glaube allerdings . . ." sagte er endlich, „ich fürchte beinahe . . ., daß . . . es zu Ende ist. Seien Sie stark, Madame, fassen Sie Mut."

Johanna warf sich mit ausgebreiteten Armen auf ihre Mutter.

Als Julius zurück kam, blieb er fassungslos, sichtlich bestürzt stehen. Kein Ruf des Schmerzes oder der Verzweiflung drang von seinen Lippen; die Überraschung

war zu groß, als daß sie sich äußerlich in seinen Mienen kundgegeben hätte. „Ich sah es kommen; ich wußte, daß es zu Ende ging," murmelte er vor sich hin. Dann zog er sein Taschentuch, wischte sich die Augen, kniete nieder, bekreuzigte sich und sprach ein stilles Gebet. Als er dann wieder aufstand, wollte er auch seine Frau mit emporrichten. Aber sie hielt den Leichnam mit beiden Armen unter steten Küssen umfangen; sie lag fast auf ihm. Man mußte sie mit Gewalt fortbringen; sie schien den Verstand verloren zu haben.

Nach einer Stunde gestattete man ihr zurückzukehren. Jede Hoffnung war dahin. Das Schlafgemach war jetzt als Leichenzimmer eingerichtet. Julius und der Geistliche sprachen leise in einer Fensterecke. Die Witwe Dentu saß auf einem Sessel in ziemlich bequemer Haltung, wie eine Frau, die an Nachtwachen gewöhnt ist und sich in einem Hause heimisch fühlt, sobald der Tod dort seinen Einzug gehalten hat; sie schien bereits eingenickt zu sein.

Die Nacht brach herein. Der Pfarrer trat auf Johanna zu, faßte sie bei der Hand, sprach ihr Mut ein und suchte durch geistige Tröstung einen heilsamen Balsam auf die Wunden ihres zerrissenen Herzens zu träufeln. Er sprach von der Dahingeschiedenen, er feierte sie in beredten Worten, und indem er einen Schmerz zur Schau trug, der seiner priesterlichen Auffassung vom Leben nach dem Tode nicht ganz entsprach, bot er sich an, die Nacht betend bei der Leiche zuzubringen.

Aber Johanna lehnte zwischen ihren strömenden Tränen dieses Anerbieten ab. Sie wollte allein sein, ganz allein in dieser schmerzlichen Abschiedsnacht.

„Aber das geht doch nicht; wir wollen alle beide bleiben," mischte sich Julius ein.

Sie verneinte durch ein Kopfschütteln, unfähig, ein Wort zu sprechen. „Es ist meine Mutter, meine einzige Mutter. Ich will allein mit ihr sein," sagte sie endlich.

„Lassen Sie ihr den Willen," mahnte der Doktor, „die Wärterin kann im Nebenzimmer bleiben."

Der Pfarrer und Julius fügten sich; beide waren müde. Nun kniete sich der Abbé Picot seinerseits nieder, betete, erhob sich und verabschiedete sich mit den Worten: „Es war eine Heilige!" ungefähr als wenn er sein „Dominus vobiscum" sprach.

„Willst du nicht etwas nehmen?" fragte Julius, der seine gewöhnliche Stimme wiedererlangt hatte.

Johanna antwortete nicht; sie hatte gar nicht bemerkte, daß er sich zu ihr gewandt hatte.

„Du würdest gut tun, etwas zu deiner Stärkung zu nehmen," begann er wieder.

„Schick nur schnell nach Papa," antwortete sie halb unwillig. Und er ging hinaus, um einen berittenen Boten nach Rouen zu schicken.

Sie blieb in einer Art regungslosem Schmerz versunken zurück, als hätte sie darauf gewartet, sich ganz der wogenden Verzweiflung in dieser Stunde des letzten Zusammenseins überlassen zu können.

Die Schatten der Nacht hatten sich auf das Gemach herabgesenkt und hüllten die Tote in Finsternis. Die Witwe Dentu trippelte auf den Fußspitzen umher und suchte nach allen möglichen Dingen, die sie mit der geräuschlosen Art einer Krankenwärterin hier und dort zurecht legte. Dann zündete sie zwei Kerzen an und stellte sie leise auf den Nachttisch am Kopfende des Bettes, den sie mit einem weißen Tuche bedeckt hatte.

Johanna schien nichts zu sehen und nichts zu hören. Sie wartete darauf, allein zu sein. Julius kam

zurück, nachdem er gegessen hatte. „Willst du wirklich nichts zu dir nehmen?" fragte er nochmals. Sie verneinte abermals durch ein Kopfschütteln.

Er setzte sich mehr resigniert wie traurig nieder, und wartete, ohne weiter zu sprechen.

So blieben sie alle drei, jedes für sich, auf ihren Plätzen.

Hin und wieder schnarchte die eingeschlafene Wärterin; dann erwachte sie plötzlich.

Julius erhob sich endlich und näherte sich Johanna. „Willst du jetzt allein bleiben?"

Sie ergriff mit einer unwillkürlichen Hast seine Hand und sagte: „Ach ja! laß mich allein."

„Ich werde von Zeit zu Zeit nach dir sehen," murmelte er, sie auf die Stirn küssend. Und er ging mit der Witwe Dentu heraus, die ihren Sessel ins Nebenzimmer rollte.

Johanna schloß die Tür; dann öffnete sie weit die beiden Fenster. Mit vollen Zügen sog sie den Duft der draußen lagernden Heuernte ein. Es war gerade zur Zeit, wo man den reichen Bestand der Wiesen abgemäht hatte, der nun unter dem vollen Mondlicht seinen würzigen Duft ausströmte.

Dieses süße Empfinden machte ihr übel; es verletzte sie wie eine bittere Ironie.

Sie näherte sich wieder dem Bette, ergriff die eine leblose, kalte Hand und betrachtete ihre Mutter.

Sie war nicht mehr so angeschwollen, wie im Augenblick des Unfalls und schien zu schlafen; viel friedlicher sogar, als es sonst bei ihr der Fall war. Die vom Luftzuge hin- und herbewegten Kerzenflammen veränderten jeden Augenblick die Schatten auf ihrem Gesicht, so daß man hätte denken sollen, sie lebe und habe sich bewegt.

Johanna starrte sie unablässig an, während aus ihrer frühesten Jugendzeit eine Fülle von Erinnerungen auf sie einstürmte.

Sie rief sich Mütterchens Besuche im Sprechzimmer des Klosters vor Augen, die Art und Weise, wie sie ihr die Düte voll Kuchen gab; eine Menge Einzelheiten, kleiner Ereignisse, Zärtlichkeitsbeweise, Worte, Redensarten, ständiger Gebärden, die Falten um ihre Augen beim Lachen, der tiefe, erstickte Seufzer, mit dem sie sich niedersetzte, das alles kam ihr in Erinnerung.

Und so stand sie da, im Anschauen versunken, immer wieder die Worte: „Sie ist tot!" wie halb von Sinnen vor sich hermurmelnd. Erst allmählich verstand sie den ganzen Umfang derselben.

Dieser Körper, der da ruhte — Mama — ihr Mütterchen — Madame Adelaide, war also tot. Sie würde sich nie mehr regen, nie mehr sprechen, nie mehr lachen, niemals mehr Papa gegenüber bei Tische sitzen. Sie würde nie mehr „Guten Morgen, Jeanette!" sagen. Sie war eben tot.

Man würde sie in einen Sarg legen und sie begraben, und dann war alles zu Ende. Man würde sie nicht mehr sehen. War das möglich? Hatte sie denn wirklich kein Mütterchen mehr? Dieses teure, traute Antlitz, in das sie geschaut von dem Augenblick an, wo sie die Augen geöffnet hatte, das sie geliebt von der Minute an, wo sie die Ärmchen ausbreiten konnte; dieser Gegenstand ihrer ganzen Zärtlichkeit, dieses einzige Wesen, die Mutter, dem Herzen teurer als alle anderen Wesen, existierte nicht mehr. Sie konnte es nur noch einige Stunden betrachten, dieses regungslose starre Antlitz. Und dann nichts, nichts mehr! nur noch eine Erinnerung.

Ihr Blick fiel auf den Schreibtisch mit den Sphinx-Köpfen, den Aufbewahrungsort der „Reliquien“.

Eine sonderbare, zartfühlende Idee durchzuckte ihr Hirn. Sie wollte lesen, lesen in diesen der Toten so teuren Briefen, heute in der Stunde der letzten Nachtwache, wie sie ein frommes Buch gelesen haben würde. Es kam ihr vor, als erfülle sie eine süße, heilige Pflicht, einen Akt kindlicher Pietät, der der Toten drüben in der anderen Welt Freude bereiten würde.

Es waren die alten Briefe ihrer Großeltern, die sie nicht gekannt hatte. Sie wollte ihnen über dem Körper der Tochter die Hand reichen, sich mit ihnen in dieser düsteren Nacht vereinen, als hätten sie Teil an diesem Leid; sie wollte eine Art geheimnisvolle Zärtlichkeitskette bilden zwischen den Toten von damals, der stillen Leiche dort und ihr selbst, die noch auf Erden verblieben war.

Sie öffnete die Schreibtischplatte und entnahm der unteren Schieblade ein Dutzend der kleinen gelblichen Papierbündel, welche in musterhafter Ordnung nebeneinander lagen.

Mit einer Art wohlbedachter Sentimentalität breitete sie dieselben auf dem Bett zwischen den Armen der Toten aus und schickte sich an, zu lesen.

Es waren jene ehrwürdigen Briefschaften, wie man sie in alten Familienschreibtischen findet; jene Briefschaften, die die Luft eines anderen Jahrhunderts atmen.

„Meine Teure!“ begann der erste Brief; auf einem zweiten stand: „Mein liebes Töchterchen!“ dann kam: „Mein Herzchen!“ — „Mein angebetetes Töchterchen!“ — „Liebes Kind!“ — „Liebe Adelaide!“ — „Liebe Tochter!“, je nachdem sie sich an das Kind, an die Tochter und später an die junge Frau richteten.

Und das alles atmete so viel leidenschaftliche Zärtlichkeit, so viel Liebe zum Kinde; es erzählte so viel große und kleine Geheimnisse, und dazwischen wieder allerhand Dinge, die dem Fernerstehenden gleichgültig waren: „Papa hat die Grippe; die Zofe Hortense hat sich den Finger verbrannt; die Katze „Croquerat" ist tot; die Tanne rechts vom Tore ist gefällt worden; Mutter hat ihr Gebetbuch auf dem Rückweg von der Kirche verloren, sie glaubt, daß es gestohlen ist."

Auch von Leuten war darin die Rede, die Johanna zwar persönlich nicht gekannt hatte, deren Namen sie sich aber noch dunkel aus ihrer ersten Jugendzeit erinnerte.

Mit wahrer Zärtlichkeit vertiefte sie sich in diese Einzelheiten, welche ihr wie eine Art Totenerweckung vorkamen. Es war ihr, als trete sie plötzlich in die Vergangenheit ein, als sehe sie alle Geheimnisse, das eigentliche Herzensleben ihrer Mutter vor sich. Sie betrachtete wieder den Leichnam, und plötzlich begann sie ganz laut zu lesen; sie las für die Tote, als wolle sie ihr Zerstreuung und Trost bringen.

Es kam ihr vor, als ob der Gesichtsausdruck der Verstorbenen ein glücklicher wäre.

Einen nach dem andern legte sie die Briefe zu Füßen des Bettes; sie meinte, man müsse sie statt der Blumen ihr in den Sarg mitgeben.

Sie öffnete ein neues Paket. Es war eine andere Schrift. „Ich kann Deine Zärtlichkeit nicht entbehren. Ich liebe Dich zum Rasendwerden," las sie halblaut.

Weiter nichts; keine Unterschrift.

Verständnislos drehte sie das Papier um. „Madame la baronne Le Perthuis des Vauds" lautete deutlich die Adresse.

Dann öffnete sie das folgende Billet: „Komm heute Abend, sofald er fort ist. Wir werden eine Stunde für uns haben. Ich bete Dich an."

„Ich habe eine Nacht in rasendem Verlangen nach Dir durchträumt. Ich hielt Dich in meinen Armen, Deinen Mund unter meinen Lippen, Deine Augen unter meinen Augen. Und dann hätte ich mich vor Wut aus dem Fenster stürzen können, wenn ich daran dachte, daß Du zu dieser Zeit neben ihm ruhtest, ihm ganz zu eigen wärst . . ."

Johanna hielt verständnislos inne. Was war das? An wen, für wen, von wem waren diese Liebesbefeuerungen?

Wieder fortfahrend, fand sie stets wieder diese wahnwitzigen Liebesschwüre, diese Stelldicheins mit Mahnungen zur Vorsicht, und stets zum Schluß die fünf Worte: „Verbrenne vor allem diese Zeilen!"

Endlich öffnete sie ein nichtssagendes Billet, eine einfache Zusage zu einem Diner, aber mit derselben Handschrift und „Paul d'Ennemare" unterzeichnet. Es war derselbe, den der Baron immer „mein guter alter Paul" nannte, wenn er von ihm sprach, und dessen Gattin die intimste Freundin der Baronin gewesen war.

Johannas Zweifel wurden jetzt plötzlich zur vollen Gewißheit. Ihre Mutter hatte einen Liebhaber gehabt?

Und mit einem heftigen Ruck schleuderte sie diese schändlichen Papiere von sich wie ein giftiges Reptil, das sich an ihr emporgewunden hatte. Sie lief ans Fenster und weinte bitterlich, wobei ein heftiges Schluchzen ihr die Kehle zuschnürte. Dann brach sie ganz vernichtet am Fuße der Fensterbrüstung nieder und verbarg ihr Gesicht in den Vorhängen, damit man ihre Seufzer nicht hörte. So weinte sie in tiefster Verzweiflung bitterlich vor sich hin.

Sie würde vielleicht die ganze Nacht so zugebracht haben, wenn nicht das Geräusch von Schritten im Zimmer nebenan sie mit einem Satze hätte aufspringen lassen. War das etwa ihr Vater? Und alle diese Briefe lagen auf dem Bett und auf dem Fußboden zerstreut! Er brauchte nur einen derselben zu öffnen, um alles zu wissen! Er!

Sie stürzte vorwärts und raffte hastig alle diese gelben Papiere zusammen, die Briefe der Großeltern wie des Liebhabers, die, welche sie schon gelesen hatte, und jene, die noch unberührt in der Schieblade lagen, um sie in den Kamin zu werfen. Dann nahm sie eine der brennenden Kerzen vom Tisch und entzündete den Papierstoß. Eine helle Flamme züngelte empor und beleuchtete das Zimmer, das Bett und den Leichnam mit lebhaftem auf- und abtanzenden Lichte, das mit schwarzen Umrissen auf dem weißem Vorhange hinter dem Bette das zitternde Profil des starren Antlitzes und die Linien des mächtigen Körpers unter den Betttüchern abzeichnete.

Als nur noch ein Häuflein Asche auf dem Boden des Kamins lag, kehrte sie zurück und setzte sich ans offene Fenster, als wenn sie nicht mehr wagte in der Nähe der Toten zu sein. Das Gesicht in den Händen, begann sie aufs neue zu weinen.

„O, meine arme Mama, meine arme Mama!“ seufzte sie unaufhörlich mit verzweiflungsvollem Klagelaut.

In dieser unglücklichen Stunde wurde ein gutes Teil der Kindesliebe in ihrem Herzen ausgelöscht. Die Kenntnis von dem Geheimnis ihrer Mutter wirkte wie ein kalter Wasserstrahl auf ihr Gemüt.

Als Julius später nochmals erschien und sie aufforderte, doch etwas zu schlafen, sträubte sie sich nicht.

Mit einem letzten Kuß auf die bleiche kalte Stirn der Toten verließ sie das Zimmer.

Der Baron kam am Abend des nächsten Tages; seine Tränen flossen unaufhaltsam.

Die Teilnahme am Begräbnisse war eine außergewöhnliche, und mit hoher Befriedigung sah Julius, daß von dem ganzen Adel der Umgegend kein einziger fehlte. Die Marquise de Coutelier hatte sogar Johanna wiederholt umarmt und geküßt.

„Mein armes, teures Herz," sagte die Gräfin immer wieder unter Küssen und Tränen zu der völlig gebrochenen Tochter.

Als der Graf vom Begräbnisse zurückkehrte, weinte er, als habe er seine eigene Mutter zur Ruhe gebettet.

X.

Traurige Tage waren es, die diesem Ereignisse folgten; doppelt traurig für Johanna, die unter den Erinnerungen der letzten Nacht bei der toten Mutter entsetzlich litt. Dazu erkrankte Paul; und wenn er auch wieder genas, so verfolgte sie doch stets der Gedanke, daß er ihr einmal durch den Tod entrissen werden könnte. In ihrem Herzen erwachte die Sehnsucht nach einem zweiten Kinde; aber sie lebte von Julius getrennt, seitdem sie Kenntnis von seiner abermaligen Untreue hatte. Und doch wuchs ihre Sehnsucht von Tag zu Tag.

Ihr Vater war wieder abgereist; die Mutter tot. Wem sollte sie sich anvertrauen? Endlich beschloß sie, dem Abbé Picot in der Beichte ihren Wunsch zu be-

kennen. Der wackere Mann hörte sie mit einem gewissen Erstaunen an, das nur zu begreiflich war, wenn er an die Gewohnheiten und die rücksichtslose Sinnlichkeit seiner ländlichen Beichtkinder dachte. Aber er war doch zartfühlend geblieben inmitten dieser Naturkinder und sagte ihr tröstend zum Abschied: „Verlassen Sie sich auf mich; ich werde mit Julius reden." Und wenige Tage darauf lebten sie wieder vereint, wie in der ersten Zeit.

Aber Julius übte seine Pflichten nur halb aus; seine Sorge, daß Johanna abermals Mutter würde, konnte er schließlich vor dieser selbst nicht verhehlen. Vergeblich verdoppelte sie ihre Zärtlichkeit, um ihn zu verleiten, seine Selbstbeherrschung aufzugeben. Er blieb indessen stets zurückhaltend und wußte jeden Erfolg ihres ehelichen Zusammenlebens zu verhindern.

Da beschloß sie, unfähig, ihr heftiges Verlangen nach einem Kinde länger zu bemeistern, abermals Abbé Picot aufzusuchen. Er wußte Rat. „Es gibt nur ein Mittel, liebes Kind," sagte er nach einigem Besinnen. „Sie bringen ihm die Überzeugung bei, daß Sie sich abermals Mutter fühlen. Dann wird er seine Vorsicht vergessen." Johanna errötete; aber er wußte ihre Zweifel zu zerstreuen. „Die Kirche kann die Zurückhaltung des Gatten nicht billigen; Sie haben ein Recht, ihn zu seiner Pflicht zurückzuführen."

Julius ließ sich wirklich täuschen. Einmal überzeugt, verlor er die lange bewährte Selbstbeherrschung und Johanna sah sich nach Verlauf eines Monats am Ziel ihrer Wünsche. Von da an schloß sie abends ihre Türe und gelobte aus Dankbarkeit dem Himmel eine ewige Keuschheit.

Da, eines Nachmittags, als Johanna lesend am Fenster saß, bemerkte sie Graf Fourville, der zu

Fuß herankam. Sein Gang war so eilig, daß sie ein Unglück befürchtete. Sie eilte hinunter, um ihn zu empfangen. Sein Aussehen war das eines Wahnsinnigen. „Ist meine Frau hier?“ stieß er rauh hervor.

„Nein,“ antwortete Johanna, den Kopf verlierend, „ich habe sie heute noch nicht gesehen.“

Die Wirkung dieser Worte war erschütternd. Der Riese schien zusammen zu knicken; er nahm den Hut ab, wischte sich den Schweiß von der Stirn. Seine Augen rollten. Er hatte den Mund geöffnet, wie um zu sprechen; aber kein Ton drang hervor. Endlich wandte er sich um und rannte mit einem Wutschrei dem Meere zu.

Einen Augenblick lief Johanna ihm nach, ihn bittend und beschwörend; er hörte sie nicht. Endlich gab sie ihre Bemühungen auf, als sie ihn mit Riesenschritten der Küste zueilen sah. Von qualvoller Angst gepeinigt, kehrte sie ins Haus zurück.

Der Wind war inzwischen immer heftiger geworden. Stoß um Stoß wehte er vom Meere herüber, schüttelte das junge Grün der Bäume und ließ das Gras in seltsamem Gewimmel auf- und abwogen. Weiße Möwen sausten wie Schaumflocken durch die Luft. Ein Hagelschauer folgte und große Körner peitschten das Gesicht des Grafen, der unbekümmert um alles dem Tale von Vaucotte zueilte. Zwei Pferde, die an einem Schäferkarren angebunden waren, zeigten ihm alles.

Er duckte sich nieder und, wie der Jäger beim Anblick des Wildes, pürschte er sich auf dem Bauche an den Karren heran. Mit seinem riesigen Körper glich er einem Untier, das auf Tod und Verderben sinnt. Jetzt war er unter dem Karren angelangt. Die Pferde wurden unruhig. Ein Schnitt mit seinem scharfen Waidmesser trennte das Riemenzeug. Als ein neuer Windstoß das Dach des Karrens erzittern ließ, rannten die erschreckten Tiere wie gehetztes Wild

davon. Leise legte der Riese sein Ohr an die Tür; dann lugte er durch eine schmale Ritze ins Innere. Hierauf sprang er mit einem mächtigen Satze auf, schob den Riegel an der Außenseite vor und rannte wie besessen davon, den leichten Karren an den Deichselgaben hinter sich herziehend. Keuchend klimmte er die Höhe hinauf, seine Last immer mit sich schleppend, bis er oben an dem steilen Punkt der Küste angelangt war.

Aus dem Innern des Karrens tönte erstricktes Rufen und heftiges Pochen, aber der Riese beachtete es nicht.

Ein Ruck und der zweiräderige Sarg rollte die steile Klippe hinab. Immer schneller wurde sein Lauf, bald schlug er an eine hervorstehende Felsenkante, bald sprang er in einem großen Bogen weiter, dann rollte er wieder wie ein Faß um und um, während jammernde Laute wie aus einem Grabe nach oben schallten. Endlich kam er auf dem letzten Vorsprung an und nachdem er noch einen mächtigen Bogen beschrieben hatte, lag er wie ein zerplatztes Ei auf dem steinigen Geröll am Meeresufer.

Ein alter Landstreicher, der unten in einer Vertiefung gekauert hatte, sah plötzlich das seltsame Ungetüm über seinen Kopf hinwegsausen und wenige Schritte vor ihm auf dem Strande zerschellen. Eiligst rannte er davon, um die nächstwohnenden Landleute zu benachrichtigen.

Allmählich lief die ganze Umgebung zusammen. Entsetzt starrten alle die Menschen auf die schaurigen Trümmer, unter denen, zur Unkenntlichkeit zerschmettert, die Körper der beiden hervorragten. Was sollte nun geschehen? Man beschloß endlich, zwei Karren anzuspannen und die Leichen nach Peuples und Brilette zu schaffen.

Als der Graf den Schäferkarren hatte rollen sehen, war er davorgelaufen, so schnell ihn seine Füße zu tragen vermochten. Nach stundenlangem Umherirren durch Sturm und Regen langte er endlich im Schlosse an. Man teilte ihm sofort mit, daß die Pferde reiterlos angekommen seien.

„Es muß ihnen bei dem Sturm etwas passiert sein. Alles soll sofort auf die Suche gehen," rief er mit dumpfer Stimme.

Eine Stunde später fuhr ein Karren in den Schloßhof. Man trug eine unkenntliche, in Mäntel gehüllte Last die Treppe hinauf. Festen Schrittes folgte ihr der Graf.

Auch in Peuples fuhr ein Karren vor und Johanna brauchte nicht erst zu fragen, was dort unter Mänteln versteckt liege. Mit einem lauten Aufschrei brach sie zusammen. Als sie erwachte, stand ihr Vater neben ihr: „Weißt du schon . . ." begann er zögernd.

„Ja, Papa," antwortete sie.

An demselben Abend wurde sie von einem toten Kinde entbunden. Es war ein Mädchen.

Ein heftiges Fieber trübte für lange Zeit ihre Sinne.

XI.

Drei Monate blieb sie in ihrem Zimmer, immer zwischen Leben und Tod schwebend. Erst allmählich kehrte ihre Gesundheit wieder. Aber niemals fragte sie nach den näheren Umständen jenes schrecklichen Tages, niemals erwähnte sie des Besuches, den Graf Fourville ihr damals gemacht hatte.

Paul war jetzt ihr alles; er wuchs heran und wurde stark und kräftig; aber das Lernen war nicht seine Leidenschaft und in der Religion erzog ihn der Baron nach seinen Ideen. Johanna besuchte die Kirche seit jener schrecklichen Zeit nicht mehr. Mit fünfzehn Jahren wurde Paul ins Kolleg gebracht; der Trennungsschmerz war für Johanna ein neues Glied in der Kette ihrer Leiden. Jetzt erst begann das rechte Elend; denn Pauls Studien ließen alles zu wünschen übrig. Fast in jeder Klasse brachte er zwei Jahre zu. Im übrigen war er ein großer Bursche geworden, mit kleinen, blonden Koteletten auf den Wangen und einem Anflug von Schnurrbart. Seine Mutter betrachtete ihn immer noch wie ein kleines Kind. „Paul, erkälte dich nur nicht!" — „Paulchen, geh nur nicht zu schnell, du wirst dich erhitzen," das waren ihre ständigen Ermahnungen.

Die Sorgen mehrten sich von Tag zu Tag. Paul schien ganz das Gegenteil seines Vaters zu sein. Es dauerte nicht lange, so präsentierte ein Subjekt einen Wechsel von ihm über fünfzehnhundert Francs. Es habe sich um eine Spielschuld gehandelt, die Paul nicht hätte einlösen können, wenn er ihm nicht aus „reiner Gefälligkeit" das Geld geliehen hätte. Der Baron löste den Wechsel mit tausend Francs ein und warf den Burschen zur Türe hinaus. Dann fuhr er mit Johanna nach Havre. Aber hier wurde ihnen im Kolleg die Mitteilung gemacht, daß Paul seit einem Monat nicht dort sei. Der Direktor war durch Briefe, auf denen Johannas Unterschrift stand, in den Glauben gebracht, sein Schüler liege krank in Rouen; selbstredend war alles gefälscht, ebenso das ärztliche Attest. Man brachte nun die Polizei auf die Beine, welche Paul am andern Morgen aus dem Bette eines bekannten Kontrollmädchens holte und zu seiner Mutter zurückführte. Diese nahm ihn mit nach Peuples, wo er ganz behaglich lebte

und sogar auf der See seine Bootfahrten machte. Inzwischen beliefen sich seine Schulden, denen man jetzt nachforschte, auf rund fünfzehntausend Francs. Aber nichts vermochte die Mutterliebe zu erschüttern.

Eines Abends kehrte Paul von einer Bootfahrt nicht mehr zurück. Welche Qualen mußte das Mutterherz ausstehen! Er war nach Havre gefahren, wie man durch einige Fischer erfuhr. Dort angestellte Nachforschungen ergaben, daß auch jenes Kontrollmädchen, bei der man ihn zum erstenmal erwischte, ihre Sachen verkauft hatte und nach England abgereist war. Johannas Haar war jetzt schneeweiß geworden; oft fragte sie sich, warum das Schicksal gerade sie so erbarmungslos verfolge.

Zwei Tage darauf kam ein Brief von Paul an; es waren vier Wochen von seinem Verschwinden dahingegangen. Paul erklärte, er sei dem Verhungern nahe; man möge ihm fünfzehntausend Francs von seinem väterlichen Erbteil schicken. Er müsse sie seiner Geliebten zahlen, um von ihr loszukommen und heimkehren zu können. Johanna jubelte und sandte das Geld. Wer nicht zurückkam, war Paul. Monate vergingen, ohne daß man eine Silbe von ihm hörte. Das Leben auf dem Schlosse war entsetzlich traurig. Johanna ging jetzt täglich zur Kirche; aber der Baron durfte es nicht merken. Endlich, nach einer Ewigkeit kam ein Brief aus Paris. Er habe alles an der Börse verloren, schrieb Paul, und sei noch mit fünfundvierzigtausend Francs engagiert. Ihm bleibe nur noch die Kugel übrig, wenn er nicht bezahle. Der Baron nahm abermals Geld auf und sandte es nach Paris. Paul dankte begeistert und stellte seine baldige Rückkehr in Aussicht. Aber er kam nicht.

Ein ganzes Jahr verging.

Plötzlich erfuhr man, er sei in London und habe unter der Firma „Paul Delamare & Cie.“ ein Dampf-

schiff-Unternehmen begründet. „Der Weg zum Reichtum liegt jetzt vor mir," schrieb er. „In kurzer Zeit seht ihr mich als Millionär wieder."

Drei Monate später war die Firma „Delamare" bankerott; das Defizit betrug zweihundertfünfunddreißigtausend Francs. Der Baron nahm die letzten Hypotheken auf Peuples und die beiden Pachthöfe auf. Eines Abends fand man ihn tot vor dem Schreibtische sitzen; ein Schlaganfall hatte seinem Leben ein Ende gemacht. Johanna stand nun ganz allein.

Ein Trost wurde ihr allerdings in dieser Zeit. Rosalie erschien plötzlich auf dem Schlosse; Rosalie, die sie seit beinahe vierundzwanzig Jahren nicht mehr gesehen hatte und die nun nach dem Tode ihres Mannes kam, der einstigen Herrin ihre Dienste wieder anzubieten. Ihr Sohn, Julius Sohn, war jetzt schon groß genug, den Pachthof Barville selbst zu verwalten. Johanna war ebenso beschämt wie gerührt. Aber sie fühlte das Bedürfnis, ein treues Herz in ihrer Nähe zu haben; denn das Herz ihres Kindes, das fühlte sie, gehörte nicht mehr ihr, sondern jener Elenden, mit der er nach wie vor ihr Geld verschleuderte.

Rosalie war eine praktische Person. Sie ließ sich durch Johannas Bemühungen, Pauls Schändlichkeiten zu verschleiern, keinen Augenblick täuschen. „Madame," sagte sie eines Tages, „haben wohl schon daran gedacht, Peuples zu verkaufen? Das Schloß kann die Lasten nicht mehr tragen. Es ist besser, weniges zu behalten, als alles an Zinsen den Gläubigern vorzuwerfen." Und eines Tages erschien sie ohne weiteres mit dem Notar und Herrn Jeoffrin, einem reichen Zucker-Fabrikanten, um das nähere zu veranlassen. Der Kauf wurde perfekt und Johanna wollte sich mit dem, was ihr geblieben war, auf ein kleines Landhaus bei Goderville zurückziehen..

Eben war wieder ein Brief von Paul mit der Bitte um zehntausend Francs eingelaufen. „Ich habe nichts mehr für Dich," schrieb ihm Johanna zurück. „Du hast mich vollständig ruiniert. Ich muß Peuples verkaufen. Aber vergiß nicht, daß ich stets ein Plätzchen für Dich bereit halte, wenn Du Dich zu Deiner alten Mutter flüchten willst, der Du so vieles Leid verursacht hast."

Der Abschied von Peuples, von all den lieb gewordenen Stätten ihrer Jugend, den tausend Erinnerungen, den Gräbern ihrer Eltern, war entsetzlich traurig; aber Rosalie sorgte dafür, daß er sich schnell vollzog.

Seit zwei Monaten wohnten sie nun in Goderville. Ein Zimmer hatte Johanna reserviert, in dem sie im Geiste stets ihr „Paulchen" wohnen sah. Aber Paul kam nicht. Die Mutter flehte ihn an, zu ihr zu kommen, aber statt dessen traf ein Brief des Sohnes ein, worin er sie bat, in die Heirat mit seiner Geliebten zu willigen. Johanna war wie vom Schlage gerührt. Sie raffte sich auf und fuhr selbst nach Paris; mit Gewalt wollte sie Paul aus den Armen dieses Wesens reißen. Aber in Paris war keine Spur von ihm zu finden. Er hatte mit seiner Geliebten das Quartier verlassen, aus dem ihn seine zahllosen Schulden vertrieben. Enttäuscht und gebrochen kehrte sie nach Hause zurück. Ihr Leben war ihr zur Last geworden.

Endlich nach langer Zeit kam ein Brief von Paul. „Teure Mutter! Ein schweres Unglück hat mich betroffen. Meine Frau liegt im Sterben nach der Geburt eines kleinen Mädchens. Ich habe kein Geld mehr, um ihnen Lebensmittel zu kaufen. Hab' Erbarmen mit uns und hilf noch einmal," las Johanna mit bebender Stimme. Diesmal fuhr Rosalie nach Paris. Nach drei Tagen kam sie wieder.

„Sie ist tot," rief sie fast triumphierend, „hier ist das Kind. Morgen abend trifft Herr Paul hier ein."

„Paul, mein Kind!" rief die Mutter, allen Schmerz, alles Leid vergessend. Und mit rasender Zärtlichkeit küßte sie das Enkelchen, das Kind ihres Paul.

„Halten Sie ein, Madame," rief Rosalie, „es fängt schon an zu schreien."

„Sehen Sie," fügte sie dann hinzu, „das Leben ist nie so schön, aber auch nie so schlimm, als man glauben möchte."

Ein treffliches, aber [redacted] trauriges Buch.

10/22. XII.

[illegible]

Buchdruckerei von Max Emil Fischer, Dresden-A.

52